



Berlin, den 8. Februar 1902.

Brotwucher.

Unter den Argumenten, die gegen die Agrarzölle ins Treffen geführt werden, nimmt der „Brotwucher“ jedesmal den ersten Platz ein. Es ist eins jener Schlagwörter, die heute mit Vorliebe hinausgeschleudert werden, weil man mit Sicherheit annehmen darf, daß sie bei der gedankenlosen großen Masse verfangen und „Stimmung“ machen. Die Getreidepreise — so wird argumentirt — werden auf dem Weltmarkte durch das Verhältniß von Angebot und Nachfrage bestimmt. Das ist nun einmal eine Thatsache, die Jeder hinnehmen muß, denn gegen Naturgesetze läßt sich nicht ankämpfen. Die Agrarier jedoch, denen die niedrigen Getreidepreise begreiflicher Weise nicht angenehm sind, wollen sich Dem nicht fügen. Sie wollen sich gegen die übrige Welt absperrern und verlangen Kornzölle, damit sie ihr Getreide zu für sie günstigen Preisen verkaufen können, wollen sich also auf Kosten der übrigen Bevölkerung bereichern. In ihrer egoistischen Verblendung übersehen sie, daß ihre Forderung den Interessen der übrigen Bevölkerungsklassen diametral entgegengesetzt ist. Niedrige Lebensmittelpreise sind nicht nur eine Wohlthat für alle Menschen, sondern bilden die wesentlichste Voraussetzung für das Gedeihen jeder Volkswirtschaft und dieses „billige Brot“ soll den Bürgern, soll speziell auch dem armen Arbeiter vertheuert werden, nur damit die Grundbesitzer ihre Taschen füllen können. Damit ist jedoch die Sache nicht abgethan; die Benachtheiligung, die Deutschlands gesammte Volkswirtschaft durch die Kornzölle erleidet, geht noch viel weiter. Die west- und mitteleuropäischen Länder sind bekanntlich heute nicht mehr im Stande, ihre Bevölkerung selbst zu ernähren; sie sind auf die Zufuhr fremder Brodstoffe angewiesen und diese können sie nur erlangen, wenn sie Industrieprodukte

exportiren. Die Zukunft der Nation liegt auf dem Wasser; die Industrie-Erzeugnisse müssen hinaus auf den Weltmarkt, dort aber kann sich nur der Produzent behaupten, der die niedrigsten Preise fordert, weil er die geringsten Produktionskosten hat. Unter den Produktionskosten bilden die Arbeitslöhne die wichtigste Rubrik und für die Höhe der Arbeitslöhne sind wieder die Kosten des Lebensunterhaltes der Arbeiter in erster Reihe maßgebend. Wer also ernstlich das Wohl des Vaterlandes will, muß für das „billige Brot“ der Arbeiter eintreten und die Forderungen der Agrarier bekämpfen. Die Engländer, die überall mit scharfem Instinkt das Richtige herauswittern, haben auch hier die Sachlage richtig erfaßt; sie haben ihre Landwirtschaft geopfert, um das „billige Brot“ für ihre Industriearbeiter zu retten, und haben sich damit die dominirende Stellung auf dem Weltmarkt gesichert.

Die vorstehende Argumentation scheint auf den ersten Blick so fest gefügt zu sein, daß sich gar nichts gegen sie einwenden läßt. Nur ein Punkt ist geeignet, ein leises Mißtrauen zu erwecken. In dem ersten Theil wird nämlich von dem „billigen Brot“ des Arbeiters so gesprochen, als ob es eine Wohlthat für den Arbeiter wäre. Das wäre der Fall, wenn die Löhne sich gleich blieben, die Lebensmittel dagegen billiger geworden wären. Im zweiten Theil dagegen wird von den niedrigen Produktionskosten der industriellen Unternehmer, also davon gesprochen, daß der gewerbliche Unternehmer dort, wo die Lebensmittelpreise niedrig sind, auch geringere Löhne zahlen kann. Damit ist aber die angebliche Wohlthat des billigen Brotes wegklotiert; denn wenn der Arbeiter in Folge der niedrigen Lebensmittelpreise einen geringeren Lohn bekommt, so nützt ihm das „billige Brot“ verzeiwelt wenig.

Sieht man etwas genauer hin, so zeigt sich in der That auch, daß die Beweisraft des ganzen Gedankenganges ziemlich fragwürdig ist. Freilich darf man aber dann die Dinge nicht in der Weise betrachten, wie sie sich in unserer privatwirthschaftlich und individualistisch organisirten Volkswirtschaft darzustellen scheinen. Wir besitzen nämlich keine nach einem einheitlichen Plan geregelte und geleitete Volkswirtschaft, sondern lediglich eine Volkswirtschaft, die sich auf den ersten Blick als ein Konglomerat von lauter Einzelwirthschaften darstellt; von Einzelwirthschaften, deren jede nur ihre Privatinteressen zu verfolgen scheint. Wir sehen, daß der Arzt seiner Praxis nachgeht, weil er Geld verdienen will; wir sehen, daß der Schuhmacher in seiner Werkstatt sitzt und Schuhe anfertigt oder reparirt, weil er Geld verdienen will; wir sehen, daß der Landmann seine Felder bestellt, weil er Geld verdienen will, — kurz: wir sehen lauter Einzelpersonen, die ihrem Erwerbe nachgehen, aber wir sehen den Wald vor lauter Bäumen nicht, sehen nirgends die leitende Hand, die dafür sorgt, daß Alles produziert wird, was die Gesamtheit braucht, und daß Alles in genügender Menge

hergestellt wird. Dieser einheitliche Plan oder dieses leitende Prinzip kommt in unserer heutigen Volkswirtschaft erst hinterdrein, und zwar auf zweifache Weise, zur Erscheinung. Erstens in der Bewegung der Preise; herrscht Mangel an Gütern, die gebraucht und gewünscht werden, so steigen deren Preise, umgekehrt sinken die Preise der Güter, die nicht gewünscht, die also überflüssig sind, und durch dieses Steigen und Sinken der Preise werden die Produzenten veranlaßt, ihre Produktion bald auszudehnen, bald einzuschränken. Zweitens sehen wir, daß, wo es nöthig scheint, die Staatsgewalt eingreift, um eine gewisse Ordnung in das Chaos zu bringen.

Diesem Mangel einer planmäßig und einheitlich geleiteten Volkswirtschaft ist es zuzuschreiben, daß wir gewohnt sind, nicht volkswirtschaftlich, sondern immer nur privatwirtschaftlich zu denken. Wir sehen, daß irgend eine Erscheinung oder eine Regierungsmaßregel etwa den Grundbesitzern, den industriellen Unternehmern, den Arbeitern Vortheil u. s. w. und anderen Bevölkerungsklassen Schaden bringt, aber es fällt uns schwer, die Frage zu beantworten, ob diese Erscheinung oder Maßregel „volkswirtschaftlich“ — Das heißt: für die Gesamtheit günstig — ist oder nicht. Will man ein richtiges Bild von den wirtschaftlichen Erscheinungen gewinnen, so muß man — und hierin liegt die bisher viel zu wenig erkannte und richtig gewürdigte methodologische Bedeutung der diversen Schilderungen eines ganz-kommunistischen Gemeinwesens — sich im Geist in eine nach einem einheitlichen Plan geregelte Volkswirtschaft, also in einen Kommunistenstaat, etwa nach Utopien versetzen und sich die Frage vorlegen, wie die Angelegenheit sich dort gestalten würde.

Treten wir also die Reise nach Utopien an. Die Utopier treiben selbstverständlich auch Landwirtschaft und wir wollen annehmen, daß Bodenbeschaffenheit und Klima in Utopien ungefähr die selben sind wie in Deutschland, daß Utopien eine ziemlich dichte Bevölkerung besitzt, daß aber das Land in Folge des intensiven landwirtschaftlichen Betriebes noch immer im Stande ist, seine Bevölkerung selbst zu ernähren, und daher die Zufuhr fremden Getreides nicht braucht. Nun beginnen die Nordamerikaner — wie es gegen das Ende der fünfziger und in den sechziger Jahren thatsächlich geschah —, ihre weiten und überaus fruchtbaren Ebenen dem Pfluge zu unterwerfen und Getreide im Großen anzubauen. Das nordamerikanische Getreide stellt sich billiger als das utopische. Das will sagen — da im Innern von Utopien nichts gekauft und verkauft wird und das Geld eine unbekannte Sache ist —: die Produktion von x Hektoliter Weizen, Korn, Gerste u. s. w. kostet in Nordamerika weniger Arbeit als in Utopien. Werden nun die Utopier anfangen, nordamerikanisches Getreide zu importiren? In unserer heutigen, auf individualistischer und privatwirtschaftlicher Basis organisirten Volkswirtschaft geschieht Das bekanntlich aus einem sehr einfachen Grunde. Die

Getreidehändler — Das kann ihnen Niemand verargen — wollen, wie alle übrigen Menschen, Geld verdienen. Wenn daher der Getreidehändler findet, daß das nordamerikanische Getreide sich entsprechend billiger stellt als das heimische, so wird er ruhig das amerikanische Getreide importiren und den dabei erzielten Gewinn mit größter Befriedigung einstreichen. Ob er damit den Getreidepreis im Inlande drückt und den heimischen Landwirth schädigt oder nicht: Das kann ihm ad personam gleichgiltig sein.

In Utopien jedoch gestaltet sich die Sache anders. Die Utopier sind gute Rechenmeister und werden sich wohl überlegen, ob sie ein Gleiches thun sollen. Sie werden sich sagen, daß sie nöthigen Falles ihr Getreide eben so „billig“, also mit dem selben Arbeitsaufwande produziren könnten wie die Nordamerikaner, nämlich dann, wenn sie ihre Felder mit einem geringeren Arbeitsaufwande bestellen wollten als bisher, mit anderen Worten, wenn sie sich entschließen würden, zu einem weniger intensiven Betriebe der Landwirthschaft zurückzukehren. Ob Das aber für die Utopier von Vortheil wäre, ist fraglich; denn der Uebergang zu einer mehr extensiven Bodenbewirthschaftung zieht zwei schwer wiegende Konsequenzen nach sich. Erstens würden so und so viele tausend Personen, die bisher in der Landwirthschaft beschäftigt waren, entbehrlich; und zweitens würde jetzt in Utopien weniger Getreide geerntet so daß das Land nicht mehr im Stande wäre, seine Bewohner selbst zu ernähren, und fremdes Getreide zuführen müßte. Die in der Landwirthschaft entbehrlich gewordenen Arbeitskräfte müßten also in der Industrie beschäftigt und die von ihnen hergestellten Produkte auf den Weltmarkt, im gegebenen Falle nach Nordamerika, gebracht und dort gegen Getreide eingetauscht werden, das dann erst wieder per Schiff oder per Bahn nach Utopien transportirt werden müßte. Für die Utopier wäre dieser ziemlich umständliche Prozeß nur dann vortheilhaft, wenn die Herstellung der betreffenden Industrieprodukte, deren Transport nach Amerika und der Rücktransport des amerikanischen Getreides nach Utopien sie weniger Arbeit kosten würde als die Produktion des fraglichen Getreidequantums im eigenen Lande. Diese Frage wäre selbstverständlich nur auf Grund einer (ziemlich komplizirten) Rechnung zu entscheiden. Ergäbe die Rechnung ein gleich großes Arbeitsquantum auf beiden Seiten oder gar ein ungünstiges Resultat für die Utopier, so wäre es höchst unklug, wenn sie die Sache in Angriff nehmen und im Hinblick auf das vermeintlich „billige“ nordamerikanische Getreide ihre heimische Landwirthschaft zurückgehen lassen wollten. Allein selbst wenn die Rechnung einen kleinen Gewinn für die Utopier ergäbe, wäre es fraglich, ob sie auf den Bezug des nordamerikanischen Getreides eingehen sollten und würden, weil Dem noch immer zwei gewichtige Bedenken entgegenstehen.

Zunächst ist zu erwägen, daß die Utopier, wenn sie das billigere nord-

amerikanische Getreide beziehen und ihre eigene Landwirtschaft extensiver zu betreiben beginnen, sich freiwillig in die Situation eines Landes begeben, das seine Bewohner nicht selbst ernähren kann. Diesen Schritt ohne zwingenden Grund zu thun, ist im Hinblick auf die ungeheuren politischen und wirtschaftlichen Gefahren, denen ein solches Land im Falle eines Krieges ausgesetzt ist, der denkbar größte Leichtsinns.

Zweitens denken die Utopier über den Welthandel zum Theil anders als wir. In ihrem Lande sind die Lehren der landläufigen Nationalökonomie nie zur Herrschaft gelangt und deshalb haben sie das Ammenmärchen, daß der Preis durch das Verhältniß von Angebot und Nachfrage bestimmt werde, nie für baare Münze genommen. Die Regierung von Utopien ist oft genug in die Lage gekommen, überschüssige Landesprodukte gegen die Erzeugnisse fremder Völker zu tauschen, und hat aus der Erfahrung die Lehre gezogen, daß bei jedem Kauf- oder Tauschgeschäft der Preis im Wege eines Kampfes zwischen den beiden kontrahirenden Theilen festgesetzt wird. In diesem Kampf ist jeder der beiden Streittheile — genau wie im wirklichen Kriege — bestrebt, die Vortheile seiner Position nach Kräften auszunützen. Die Stärke oder Schwäche jeder dieser Positionen wird zwar durch das Verhältniß von Angebot und Nachfrage wesentlich beeinflusst, aber schließlich muß der stärkere Theil als Sieger aus dem Kampf hervorgehen und den Preis diktiren. Und der stärkere Theil in solchem Kampf ist immer Der, der das geringere Interesse an dem Abschluß des Geschäftes hat. Die Utopier wissen Das ganz genau; daher beneiden sie kein Volk, das mit ganzen Schiffsladungen von Waaren auf dem Weltmarkt erscheint. Sie sagen sich nämlich ganz richtig, daß Jemand, der als Anbietender mit Waaren auf dem Markt erscheint, sich von vorn herein in die schwächere Position begiebt, weil er damit mindestens den Anschein erweckt, als ob er als Bittender antrate, der ein lebhaftes Interesse daran hat, seine Waaren zu verkaufen. Und seine Position wird um so ungünstiger, je größere Waarenmengen er auf den Markt bringt. Diesen Anschein suchen die Utopier als kluge Geschäftsleute zu vermeiden. Sie würden, wenn sie mit ihren Industrieprodukten auf dem nordamerikanischen Markte erschienen, um sie dort gegen Getreide einzutauschen, als der schwächere Theil im Preiskampf auftreten und könnten leicht in die Lage kommen, sich die Preise von den Amerikanern diktiren zu lassen. Und weil sie keinen für sie ungünstigen Handel abschließen wollen, vermeiden sie es so lange wie möglich, mit ihren Waaren fremde Märkte aufzusuchen.

Uns freilich, die wir den Gipfel menschlicher Vollkommenheit erklommen zu haben wähnen, dünkt der Standpunkt der Utopier ein unsäglich beschränkter, denn wir kennen keinen erhabenderen Anblick als den, wenn der Ocean nach allen erdenklichen Richtungen hin von Riesendampfern durchfurcht wird und

wenn auf dem Festlande unabsehbar lange Eisenbahnzüge fortwährend hin- und herkehren, — und wäre es auch nur, um die Waaren spaziren zu führen.

Bis hieher wurde angenommen, daß Utopien bei einem einigermaßen intensiveren Betrieb der Landwirthschaft immer noch das Getreide zu produziren vermag, das es braucht, um seine Bevölkerung zu ernähren. Wenn jedoch die Bevölkerung weiter zunimmt, und zwar in solchem Umfang, daß das Land auch bei intensivster Bewirthschaftung die Menschen nicht mehr zu ernähren vermag, so wird den Utopiern allerdings auch kein anderer Ausweg übrig bleiben als der, mit Industrieprodukten auf dem Weltmarkte zu erscheinen, um für sie Getreide zu erwerben. Der Vorgang wird jedoch anders aussehen als der, den wir heute erblicken. Zwei Sätze nämlich stehen für die Utopier fest und bilden den Leitstern ihrer (auswärtigen) Handelspolitik.

Die Utopier sind — wie erwähnt — von der Ueberzeugung durchdrungen, daß es durchaus kein beneidenswerther Zustand für ein Volk ist, wenn es auf die Zufuhr fremder Brodstoffe angewiesen ist. Und zweitens hülbigen sie der Anschauung, daß ein Export von Gütern, der das Maß des Nothwendigen überschreitet, dem Lande keinen Vortheil bringt, weil er überflüssiger Weise die Preise der Exportartikel drückt. Aus diesen Gründen werden die Utopier eifrig bestrebt sein, die Zufuhr des fremden Getreides auf ein Minimum zu beschränken, ihrem heimischen Boden durch die denkbar intensivste Bewirthschaftung so viel Getreide abzurufen, wie nur möglich ist, und werden nur das Getreidequantum importiren, das sie absolut nicht mehr im Lande selbst produziren können. Kommt es dann zum wirklichen Import des fremden (nordamerikanischen) Getreides, so wird die Regierung — da ja Utopien bekanntlich ein kommunistisches Gemeinwesen ist, wo die sämtlichen (neu produzierten) Güter im Eigenthum der Gesamtheit, also des Staates stehen — ein solches Quantum von Landesprodukten, wie zur Bezahlung der Getreideeinfuhr nöthig ist, zum Export bringen. Die Herstellung und Verkaufserung dieser Güter im Auslande erfolgt selbstverständlich auf Rechnung der Gesamtheit und hieraus folgt, daß ein etwa bei diesem Geschäft eintretender Verlust sich auf alle Utopier gleichmäßig vertheilt.

Und nun vergleiche man den Vorgang, wie er sich in Utopien abspielt, mit den Vorgängen in der wirklichen Welt!

Die überseeischen Länder, allen voran die Vereinigten Staaten von Nordamerika, fangen an, große Getreidemengen auf den Weltmarkt zu bringen, und zwar zu einem Preise, der sich viel niedriger stellt als der des europäischen. Die Mehrzahl der europäischen Staaten ist zwar noch ganz gut im Stande, ihre Bevölkerung und eventuell, bei intensiverem Betriebe der Landwirthschaft, eine noch größere Anzahl von Menschen selbst zu ernähren, aber danach fragen die Getreidehändler (denen man Das in der heutigen Volks-

wirtschaft absolut nicht verargen darf) nicht. Sie sehen, daß das fremde Getreide entsprechend billiger ist als das heimische, sie importiren also das überseeische Getreide, trotzdem der Import — wie gesagt — absolut überflüssig ist, und freuen sich, daß sie auf diese Weise ein gutes Geschäft machen. Und die Folgen hiervon sind:

1. Der Preis des inländischen Getreides wird gedrückt, so daß der Landwirth seinen bisherigen intensiveren Betrieb auf die Dauer nicht aufrecht halten kann und zu einem mehr extensiven Betrieb übergehen muß. Der extensivere Landwirthschaftsbetrieb bedeutet aber geringere Ernten. Das Land, das bisher seine Bevölkerung und eventuell eine noch größere selbst ernähren konnte, begiebt sich also ganz überflüssiger und muthwilliger Weise in die Situation eines Landes, das auf die Zufuhr fremder Brodstoffe angewiesen ist.

2. Das Getreide — oder, mit anderen Worten, das Leben — in dem betreffenden europäischen Land wird zwar momentan billiger und Das gereicht dem Industriearbeiter augenblicklich zum Vortheil; aber das dicke Ende folgt bald nach. In Folge des Ueberganges zu einem extensiveren Landwirthschaftsbetriebe werden so und so viele Tausende von ländlichen Arbeitern entbehrlich und von den Grundbesitzern entlassen. Diesen Arbeitern bleibt kein anderer Ausweg übrig als: sich der Industrie zuzuwenden; und die nothwendige Konsequenz ist ein Druck auf die Arbeitslöhne, so daß das „billige Brot“ des Arbeiters in der kürzesten Zeit illusorisch wird.

3. Auf der anderen Seite muß die Industrie, die in der Zwischenzeit ins Riesengroße gewachsen ist und ihre Erzeugnisse im Inland nicht absetzen kann, um jeden Preis Absatzgebiete in fremden Welttheilen suchen; und nun beginnt der Wettbewerb der europäischen Länder, bei dem jeder Theil den anderen zu unterbieten sucht. So erleben wir das eigenthümliche Schauspiel, daß Europa bei allen erdenklichen, halb bevölkerten und nur nothdürftig geordneten Ländern fremder Zonen so zu sagen antichambriert und demüthig um die Erlaubniß bittet, ihnen seine Industrieprodukte zu Spottpreisen überlassen zu dürfen. Europa muß diese wenig beneidenswerthe Rolle übernehmen, denn es bittet ja bei jenen Ländern um Brot, um Brot für seine Bewohner, die es nicht mehr ernähren kann! Und selbstverständlich muß Europa um so demüthiger bitten und betteln, je weniger es seine Bewohner selbst ernähren kann und je größere Massen von Industrieprodukten es auf den Weltmarkt bringt.

Die europäischen Länder wären zum guten Theil noch immer im Stande, so viel Getreide zu produziren, wie sie zur Ernährung ihrer Bewohner brauchen, und jedenfalls mehr Getreide zu produziren, als sie heute erzeugen. Die Landwirthe dieser Länder wären mit tausend Freuden bereit, dieses Getreide zu liefern, wenn man sie in die Lage versetzte, ihren früheren inten-

siven Landwirthschaftsbetrieb aufrecht zu erhalten oder eventuell noch zu steigern, wenn man ihnen also durch entsprechende Einfuhrzölle auf fremde Bodenprodukte die Möglichkeit böte, ihr Getreide zu lohnenden Preisen zu verkaufen. Aber hohe Getreidezölle können nicht bewilligt werden, denn Das wäre „Brotwucher“ und erleuchtete Staatsweisen müssen darüber wachen, daß den armen Industriearbeitern das „billige Brot“ nicht unnützer Weise vertheuert werde. Auch muß man die Forderungen der „Agrarier“ immer mit einem gewissen Mißtrauen aufnehmen, denn diese Leute sind reaktionär gesinnt und verfolgen egoistische Zwecke. Sie wollen hohe Getreidepreise, weil sie sich auf Kosten der übrigen Bevölkerung bereichern wollen, während umgekehrt die moderne Forschung lehrt, daß nichts so sehr zum Gedeihen einer Volkswirthschaft beiträgt wie billige Lebensmittelpreise.

Der Widerspruch der europäischen Agrar- und Handelspolitik ist aber damit noch nicht erschöpft. Kommt Utopien thatsächlich in die unangenehme Lage, fremdes Getreide importiren zu müssen, so nimmt dort — weil ja in Utopien die Institution des Privateigenthumes unbekannt ist und Alles dem Staat als dem Repräsentanten der Gesamtheit gehört — die Regierung den Export selbst in die Hand. Sie entnimmt den Staatsmagazinen das nöthige Quantum von Industrieprodukten, schafft sie nach dem Auslande und handelt dafür Getreide ein. Ergiebt sich dabei ein gewisser Verlust, weil die utopischen Industrieprodukte im Auslande nicht zu ihrem vollen Werth abgesetzt werden konnten, so trifft dieser Verlust den utopischen Staat und vertheilt sich auf die Gesamtheit der utopischen Bürger, wird für den Einzelnen also fast unfühlbar. In unserer so wunderbar organisirten wirklichen Welt beruht die Möglichkeit des Exportes von Industrieerzeugnissen (genau wie eventuell in Utopien) auf deren niedrigen Preisen. Die niedrigen Preise aber (und hierin unterscheiden wir uns von den Utopiern) setzen niedrige Produktionskosten, also in der Hauptsache niedrige Arbeitslöhne, und diese wieder niedrige Lebensmittelpreise voraus; die niedrigen Lebensmittelpreise aber werden bei uns durch den Ruin der Landwirthschaft erkauft. Während also in Utopien — wie es ja nur recht und billig ist — Verluste beim Export von der Gesamtheit getragen werden, werden sie bei uns auf die Schultern eines einzigen Standes, der Grundbesitzer, abgewälzt, die dabei erdrückt werden. Mit welchem Recht, bleibt allerdings fraglich.

Die Engländer konnten sich den Luxus gönnen, ihre Landwirthschaft zu opfern, denn sie haben bei ihren eigenthümlichen Agrarverhältnissen thatsächlich nur die „Landwirthschaft“, nicht aber die Menschen, die „Landwirthe“, geopfert. Die eigentlichen Landwirthe, die in England die Felder bestellen, sind bekanntlich die Pächter. Dem Pächter aber kann bis zu einem gewissen Grade der Ertrag des Bodens (die Preise der Bodenprodukte) gleich-

giltig sein; denn ist der Bodenertrag gering, so zahlt der Pächter schließlich auch einen geringen Pachtzuschlag. Die wenigen reichen Lords aber, denen in England der größere Theil des Landes gehört, müssen noch lange nicht betteln gehen, auch wenn jeder von ihnen einige tausend Pfund Sterling jährlich weniger an Pachtrente erhält. Anders auf dem europäischen Festlande, wo Hunderttausende von Familien ruiniert werden, wenn ihre Landgüter und -güthen nicht mehr entsprechend rentiren.

Und die Moral der vorstehenden Geschichte? Das Land Utopien — zu deutsch ungefähr: „Nirgendheim“ — existirt bekanntlich nicht; aber der Gedanke, der von Thomas Morus in seiner Erzählung verkörpert wird, daß die Volkswirtschaft eines Landes mehr oder weniger einheitlich geleitet werden soll, ist auch in unserer wirklichen Welt richtig. Und wenn eine Regierung diesen Gedanken erfaßt und sich ihrer Aufgabe voll bewußt wird, dann wird sie bestrebt sein, nach dem Vorbilde Utopiens die Landwirthschaft ihres Volkes nicht verfallen zu lassen, sondern durch ausgiebige Zölle auf ihrem bisherigen Zustande um jeden Preis zu erhalten. Und wird die Zufuhr fremden Getreides wirklich unvermeidlich und muß die Erwerbung dieses Getreides im Auslande wirklich mit einem gewissen Verlust am Preis der exportirten Waaren erkauft werden, so lehrt der eben geschilderte Gedankengang, daß es unzulässig ist, diesen Verlust einem einzigen Berufsstande aufzubürden. Für einen solchen Verlust hat vielmehr die Gesamtheit aufzukommen, und zwar in der Weise, daß den exportirenden Industriellen erforderlichen Falles Export-Bonifikationen aus Staatsmitteln bewilligt werden oder daß die Regierung selbst den Getreide-Einkauf im Auslande besorgt.

Czernewitz.

Professor Dr. Friedrich Kleinwächter.



Der Garten der Rosen.

Sonnt mit zum Feld der flammenden Blüthen,
 Das ich schon einst im Traum gesehn;
 Düste kamen und Düste versprühten,
 Wie Träume kommen und Träume vergehn;
 Fernab von der Straße, da liegt der Garten
 In versponnener Wildniß, kein Pfad führt dahin:
 Die durchs Leben gehet, die vom Glück Genarthen,
 Die finden den Weg, — und ich war darin.

Hörst Du, wie leise, leise die Pforte
 Sich vor uns öffnet im Mondenlicht?
 Tritt flüsternd auf, daß am Zauberorte
 Kein Laut das dämmernde Schweigen bricht.
 Von verfallenen Mauern die Rosen hängen,
 Rosen in Fülle, süß und rein;
 Die Vögel schlafen, die abends fangen,
 Und die Wege liegen im bleichen Schein.

Von den Blättern wie gleißender Schimmer gelassen,
 Schreitet der Strahl durch das nächtliche Reich;
 Es träumt die Stille — und silberumgossen
 Träumt auch der Schwan auf dem dunkelnden Teich.
 Wo ist Deine Hand? Ein athemlos Lauschen —
 Schwebst Du wie Schatten noch neben mir her?
 Wo bist Du? Ich hör' nur ein Beben und Rauschen
 Und mich umwogt es, das geisternde Meer.

Dort ist das Feld, wo die Rosen flammen,
 Sie athmen und glühen, sie schwellen und wehn;
 Der Duft schlägt über mir brausend zusammen,
 Halb im Traum, halb im Rausch muß ich starren und stehn.
 Inmitten der Blumen, im Purpurgewande
 Der Rosen blühende Königin;
 Ich zög're, hochathmend, am wogenden Rande,
 Doch ein Wink — und es reißt ihr zu Füßen mich hin.

O Wunder! Du bist es, es sind Deine Hände,
 In die ich mein Haupt aufweinend barg.
 In Rosen sterben, Das ist das Ende, —
 Und Rosen und Rosen mein blühender Sarg;
 In Schönheit vergehn, in Liebe verschäumen:
 Das ist des Zaubers süßester Sinn!
 Nun komm, den ewigen Traum zu träumen,
 Du — meine Rosenkönigin . . .

Hamburg.

Theodor Suse.



Die Theorie des Begriffs.

Warum und wie schafft der Mensch sich Begriffe? Die Möglichkeit eines Einblicks in die geheimnißvolle Werkstatt, aus der die Begriffe hervorgehen, ist vielfach bestritten worden. Hat doch selbst Kant, der so tief in die Begriffswelt eingedrungen war, daß Nietzsche ihn bekanntlich als den „verwachsensten Begriffskrüppel, den es je gegeben“, bezeichnete, sich in diesem Sinn geäußert. In der „Kritik der reinen Vernunft“ sagt er irgendwo: „Der Begriff vom Hunde bedeutet eine Regel, nach welcher meine Einbildungskraft die Gestalt eines vierfüßigen Thieres allgemein verzeichnen kann, ohne auf irgend eine einzige besondere Gestalt, die mir die Erfahrung darbietet, oder auch ein jedes mögliches Bild, was ich in concreto darstellen kann, eingeschränkt zu sein. Dieser Schematismus unseres Verstandes in Ansehung der Erscheinungen und ihrer bloßen Form ist eine verborgene Kunst in den Tiefen der menschlichen Seele, deren wahre Handgriffe wir der Natur schwerlich jemals abrathen und sie unverdeckt vor Augen legen werden“. Dieser Ausspruch eines Meisters klingt nicht sehr ermutigend, läßt aber wenigstens die Möglichkeit offen, den verwickelten Thatbestand dann vielleicht einigermaßen aufzuhellen, wenn man einen anderen Weg einschlägt und den „Schematismus unseres Verstandes“ gänzlich bei Seite läßt. Fassen wir zunächst nur einmal den Punkt ins Auge, der uns der Frage, warum der Mensch sich Begriffe schafft, näher bringt: daß er ursprünglich vor einer unübersehbaren Fülle von Erscheinungen steht, die er, eben weil sie unübersehbar ist, als Erkenntnißmaterial nicht verarbeiten kann. Sobald er um sich blickt, tauchen immer neue Erscheinungen vor ihm auf; denn da keine von ihnen einer anderen in jedem Punkt gleicht, so ist auch keine eine bloße Wiederholung der vorigen, sondern etwas Neues, das als Solches für sich und besonders verzeichnet werden müßte, wenn das Erkenntnißvermögen aus der dadurch entstehenden Bedrängniß nicht einen Ausweg fände. Der Mensch findet diesen Ausweg; er müßte sonst nicht ein vom Erkenntnißtrieb befeeltes und zur Herrschaft berufenes Geschöpf sein. Der Myriadensfülle der Erscheinungen, einzeln genommen, würde weder sein Auffassungsvermögen noch sein Gedächtniß noch sein Erinnerungsvermögen gewachsen sein; sie müßte für ihn zur Wirrsal werden. Er bemeißelt sie, indem er gewisse identische Beziehungen oder Verhältnisse, die er an den Gegenständen seiner Umgebung wahrnimmt, ins Auge faßt und sie für sich vereinzelt heraushebt. Diese Gegenstände erkennt er als hoch, tief, niedrig, breit u. s. w., wenn er die Quantitäten — wie hoch, wie tief u. s. w. — gänzlich unberücksichtigt läßt und nur das zu Grunde liegende Verhältniß in Betracht zieht. Damit hat er sich dann aber auch in den Besitz des „Begriffs“ entweder in substantivischer

oder in adjektivischer Form gesetzt. Der Begriff Hoch oder Tief ist in diesem Sinn ein durch Abstraktion gewonnener Repräsentant der konkreten und als solcher schon der Zahl nach unübersehbaren Höhen, Tiefen u. s. w. Eine unendliche Zahl ist durch diese Reduktion zu einer endlichen, ein Unübersehbares übersehbar geworden.⁴⁾

Wenn der Begriff die übersehbar zusammengefaßte Identität darstellt, die an die Stelle der unübersehbaren Menge der Einzelercheinungen tritt, so bleibt die Frage offen, in welcher Weise bei den komplizirten Lebenserscheinungen die Zusammenfassung erfolgt. Bei der begrifflichen Gruppenbildung der unsere Erde bewohnenden Geschöpfe ist die Eintheilung nach den Wohnstätten am Leichtesten. Indem der Mensch das identische Verhältniß des Wasseraufenthalts als Wohnstätte ins Auge faßt, bildet er den Begriff: Fisch; auf gleiche Weise den Begriff: Vogel. Der Begriff: Erdbewohner, der sich als Gegensatz hierzu hätte bilden müssen, ist praktisch unanwendbar geblieben, weil die Spaltung der Erdbewohner in Mensch und Thier einen so großen Riß verursacht, daß die identische Beziehung der Wohnstätte an Wucht und ausschlaggebender Bedeutung dagegen völlig verschwindet und kein eigentliches Bindeglied mehr herstellt. Bei den wasserbewohnenden und luftdurchseglenden Geschöpfen unseres Planeten ist der Umstand, daß sie Dies thun, ein so frappanter im Gegensatze zu dem Verhalten anderer Geschöpfe, daß er zu einem Hauptmerkmal wird, das dann in dem Begriffswort Fisch, Vogel seine bildliche Ausprägung erhält. Bei den erdbewohnenden Geschöpfen verhält es sich wesentlich anders. Die irdische Wohnstätte bildet kein ausschließliches Hauptmerkmal für die mit Sprache begabten Geschöpfe, also für den Menschen, da die mit Sprache nicht begabten Geschöpfe, die Thiere, es auch besitzen; und es bildet kein ausschließliches Hauptmerkmal für die Thiere, da die Menschen daran Antheil haben. An einem wissenschaftlich völlig unbestrittenen, qualitativen, nicht bloß quantitativen Hauptmerkmal zur Unterscheidung des Menschen von dem erdbewohnenden Thiergeschlecht, wenn man es als Totalität, also mit Inbegriff aller seiner Geschlechter bis zu den Anthropoiden hinauf, faßt, fehlt es aber bekanntlich überhaupt, wenn die populäre Auffassung sich dadurch auch nicht abhalten läßt, sie in die zwei großen Abtheilungen der Menschen und Thiere und diese wiederum, immer unter Zusammenfassung gewisser identischen Kennzeichen, in Rassen, Arten, Unterarten, Familien u. s. w. zu zerlegen. Das Selbe gilt natürlich für das Pflanzen- und Mineralreich.

⁴⁾ Die Quantität-Unterschiede (wie hoch, wie tief u. s. w.), die fallen gelassen werden, sind individuelle Ausprägungen und kommen nur als solche hier in Betracht. Man kann im Allgemeinen sagen, daß die Begriffsbildung auf der Abstraktion von der individuellen Ausprägung ruht.

Bei der begrifflichen Feststellung der Gliedmaßen (Kopf, Nase, Ohr, Auge u. s. w.) dient als Unterlage des Allgemeinen die Identität in Bezug auf die Funktion, wo eine solche, wie bei den Sinnesthätigkeiten, vorhanden ist, und der im normalen Bestand unveränderliche Standort, die Hoch- oder Tiefstellung des Gliedes am Körper, sein ein- oder zweiseitiges Auftreten u. s. w.

Auch die sogenannten moralischen oder ästhetischen Begriffe, Kraft, Kunst, Tapferkeit, Geduld u. s. w., kommen auf ähnliche Weise wie die bisher aufgezählten, dem sinnlichen Erscheinungsgebiet angehörigen, zu Stande. Auch sie bekunden sich als geistige Emanationen des Menschen in verschiedenen Stärkegraden in ihm und durch ihn. Indem die Stärkegrade unberücksichtigt bleiben, wird ihr identischer Kern vereinzelt hervorgezogen und als Begriff festgehalten.

Ich wende mich nun noch einmal zu Kant zurück, der dadurch das Verhältniß einigermaßen verwirrt hat, daß er die Einbildungskraft mit herangezogen hat, die ja eigentlich mit der Begriffsbildung an sich nichts zu thun hat. Der Begriff vom Hunde hat mit der Gestalt des Hundes, die ja gar nicht festzustellen ist, unmittelbar nichts zu schaffen. Er ist die Zusammenfassung gewisser identischen Merkmale der Geschöpfe, die solche (neben anderen verschiedenartigen Abzeichen, wozu ja auch die wechselnden Gestaltformen gehören) eben an sich tragen. Man bedenke, daß, was die Gestalt betrifft, gerade das Hundeschlecht in sehr vielen Gestalten, von der winzigsten Miniaturausgabe des Schöpfungshündchens bis zum ungeschlachteten Bullenbeißer, auftritt. Will die Einbildungskraft die Schwierigkeit, die sich daraus ergibt, meistern und sich eine gewissermaßen abstrakte Hundegestalt vorstellen, so muß sie es bei einem ungefähren Umriss bewenden lassen, der mehr negativ als positiv das charakteristische Merkmal der Vierfüßigkeit festhält und eine gewisse selbständige, dem Hunde angehörige Form dadurch aufweist, daß er anders als gewisse andere Thiere, mit denen er aber doch einige Verwandtschaftähnlichkeit zeigt, zum Beispiel Wolf, Löwe, gestaltet ist. Dies würde so ungefähr den „allgemeinen Hund“ ergeben, der sich der Gestalt nach mit keiner einzigen der Erfahrung entnommenen Hundegestalt ganz deckt, aber sich auch von keiner einzigen so weit entfernt, daß er einem anderen Geschlecht zugerechnet werden könnte. Eine besonders „verborgene Kunst in den Tiefen der menschlichen Seele“ scheint mir dieses Verhalten der Einbildungskraft nicht darzustellen.

Ich habe bisher die menschliche Begriffsbildung untersucht, sie aus der Bedrängniß des Erkenntnisvermögens gegenüber dem Unübersehbaren abgeleitet und ihr Wesentliches als Zusammenfassung des Identischen, so daß es im Begriff vereinzelt hervortritt, angegeben. Wie steht es nun mit den Thieren? Der bedeutende Sprachphilosoph Weiger sagt in seinem Werk über den Ursprung der Sprache einmal: „Wodurch entsteht ein Begriff wie

Roth? Zu sehen, daß Blut roth ist und Milch weiß, mag leicht sein. Aber die Röthe des Blutes von dem Gesamteindruck zu abstrahiren, an einer rothen Beere wieder den selben Begriff aufzufinden, die rothe Beere bei aller ihrer sonstigen Verschiedenheit mit dem rothen Blut, die weiße Milch mit dem weißen Schnee in dieser einen Beziehung zusammenzufassen: Das ist etwas ganz Anderes. Das thut kein Thier; denn Dies ist eben Denken.“ Ich halte diese ganze Auseinandersetzung für unrichtig. Zunächst ist es gar nicht möglich — geschweige denn leicht —, „zu sehen, daß Blut roth ist“. Geiger selbst nennt Roth einen Begriff. Das ist es auch. Aber einen Begriff sieht man nicht. Roth als Begriff ist gewonnen worden durch einen Verzicht auf die verschiedenen Nuancen, in denen das Roth bald als Ziegelroth, bald als Dunkelroth, bald als Feuerroth, bald als Kirschroth sich präsentiert. Das eigentliche Sehen hat es stets mit einer dieser Nuancen zu thun. Die Meinung, daß das Thier Identisches an verschiedenen Objekten nicht aufzufinden und zusammenzufassen vermöge, wird durch die Thatfachen widerlegt. Wenn der Hund (und viele andere Thiere) seinen Herrn stets wiedererkennt und ihm entgegenwedelt, selbst bei einer Entfernung, wo der bei ihm so mächtige Geruchssinn ihm keinen Anhalt gewähren kann, so geschieht Das nur auf Grund einer solchen Zusammenfassung. Der Herr als sichtbare Erscheinung ist nicht zu jeder Zeit der Selbe; heute ist er so, morgen der Aussen-Seite nach etwas anders gestaltet. Der Hund hat es mit all diesen Erscheinungen als Gesichtsobjekten zu thun und kann in ihnen den einen Herrn nur erkennen, wenn und weil er das Gleichbleibende, Identische als vorzüglichstes, immer wiederkehrendes Merkmal von der übrigen, wechselnden Ausstattung aus- und absondert und für sich zusammenfaßt. Trotzdem glaube auch ich nicht, daß das Thier dadurch im eigentlichen Sinn Begriffe erwirbt oder über Begriffe zu verfügen im Stande ist. Sein Vermögen in dieser Beziehung wird, wie mir scheint, dadurch bedingt, daß ihm der Erkenntnistrieb im engeren Sinn fehlt. Das Thier wird wesentlich nur von allerlei Bedürfnissen und im Zusammenhang damit von Ab- und Zuneigung, von Furcht und Freude bewegt. An Allem, was damit nicht im Zusammenhang steht, geht es achtlos vorüber. So erstreckt denn für ihn auch keine Unüberschaubarkeit von Erscheinungen, wie für den Menschen, keine Bedrängniß für das Erkennen und kein Bedürfniß, sich daraus durch Bildung von Begriffen zu befreien, wie der Mensch es thut. Es ist mindestens sehr zweifelhaft, ob der Hund den bei ihm nicht aus einem Erkenntnistrieb erwachsenen Begriff seines Herrn überhaupt mit sich herumführt. Wahrscheinlich wird er ihm nur durch die Freude, die er beim Anblick seines Herrn empfindet, zum Bewußtsein gebracht. Schon weil sie auf Furcht und Freude als die eigentlich zeugenden Faktoren eingeschränkt ist, trägt des Thieres Begriffswelt nicht entfernt den

unvergleichlichen Charakter wie die des Menschen. Ich bin auch der Ansicht, daß Roth zum Beispiel nicht zur Begriffswelt des Thieres gehört, aber nicht, weil, wie Geiger meinte, das Thier es nicht einzeln herausheben, also denken könne, sondern, weil das Roth oder irgend eine andere Farbe, für sich betrachtet, kein Object für Freude oder Furcht ist.

Das Allgemeine vom Besonderen zu unterscheiden, bezeichnete Max Müller in der Einleitung zu seiner englischen Uebersetzung von „Kants Kritik der reinen Vernunft“ als den „fundamentalen Prozeß, auf dem alles Denken beruht.“ Er meinte mit diesem Unterscheiden das Bilden der Begriffe; und in der That ist der Begriff, weil er eben die Unübersehbarkeit, an der alle Erkenntniß scheitern würde, aufhebt, so sehr das wichtigste Mittel für alle Auffassung geworden, daß Begreifen und Auffassen im Sprachgebrauch das Selbe bedeuten. „Hast Du Das begriffen“ heißt so viel wie: „Hast Du Das aufgefaßt?“ So wird der Begriff zur Bedeutung, zum Sinn. Wo er fehlt, fehlt der Rede Sinn; sie wird dann zum leeren Wortschwall. Das ist die Meinung, wenn Mephistopheles sagt:

Denn eben, wo Begriffe fehlen,

Da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein.

Dieser Ausspruch wäre umgekehrt aber eben so richtig und eigentlich noch treffender. Denn Worte stellen sich nur ein, wo die Begriffe nicht fehlen. Hätten wir sie nicht, hätten wir, statt mit ihnen, nur mit den einzelnen Erscheinungen zu thun, so hätten wir statt der Worte nur Eigennamen.

Dresden • Plauen.

Dr. Julius Duboc.



Sternennacht.

Sternen abends verfehlte ich in Frankfurt den Zug, der mich nach Hause bringen sollte. Es war der letzte. Drei Möglichkeiten, die lange kalte Nacht heranzubringen, lagen vor mir. Entweder sofort ein Hotel aufsuchen und mich dort als praktischer Mann der „Jetztzeit“ ins warme Bett legen, um den Morgen zu erschlafen. Aber ich bin ein deutscher Dichter und Schriftsteller und als Soldat natürlich kein praktischer Mann. Oder die zweite Möglichkeit: Frankfurt bei Nacht zu studiren, von Café zu Café zu wandern, bis des Lebens letzte Gluth verglüht war. Dann einen Morgenbummel durch die gährenden Straßen zu machen, bis der Bahnhof seine Hallen zu neuem Verkehr erschließt. Die Aussicht reizte einen Augenblick; aber erstens erinnerte ich mich, daß ich nicht in München oder Wien oder Paris oder meinetwegen selbst in Hamburg sei, sondern in Frankfurt, wo man gute warme Betten noch ganz besonders zu schätzen weiß; und zweitens erinnerte ich mich, daß ich nicht erst einmal zwanzig Jahre jähle, sondern schon mehr als zweimal zwanzig, daß ich also die natürliche Vegetation zu obdachlosem Umherschweifen nach deutscher Anschauung nicht mehr

besitze, daß ich außerdem die kulturelle Legitimation zu dergleichen Thun noch nicht besitze, denn diese erringt sich der deutsche Schriftsteller erst mit dreimal zwanzig Jahren, dann, wenn seine geistigen Funktionen zu erlöschn beginnen und seine Fingcr eben steif und krumm genug geworden sind, um im Schatten der Nacht Cigarrenstummel und sonstige Kulturabfälle zu neuer, ausgiebiger, sein eigenes Dasein aber durchaus sicher stellender Verwerthung sammeln zu können. Und die dritte Möglichkeit, die lange Nacht herumzubekommen: mit dem wiesbaden-kölner Bummelzug bis Höchst fahren und von dort die grade, sechs Kilometer lange Alleenallee bis Soden zu Fuß laufen. Ich sah nach den Sternen Die leuchteten durch den graurothen Dunstflor, der über der Stadt hing. „Da draußen werden sie blitzen“, sagte ich mir.

Ich gedachte der Spätc. „Du kommst um halb Zwei längstens an“, sagte ich mir, „und Dein kleiner Goldklopp, schläft er auch fest und warm in seinem Kinderbettchen, fühlt doch im Schlofe selbst, daß Du da bist, daß er nicht allein liegt in Pappas Zimmer, und er wird um so glücklicher schlafen.“

Ich gedachte der Kälte. Ueber zehn Grad. Und da draußen die weite, ungeschützte Hochfläche, über die sich die Chaussee hinzieht. Aber schon stand ich auf dem Trittbrett des Wagens; und in einer Minute gieng ab. „Du kannst ja immer noch in Höchst bleiben“, tröstete ich mich. Aber in Höchst war Alles schon im Schlaf. Da drüben noch das matte Licht aus einer verborgenen Kneipe, sonst Alles stumm und still. Dort lief auch schon der Vatermenmann mit seiner langen Stange und löschte die Lichter. Der Schnee sang und knirschte unter seinen eilenden Füßen. Also los.

Eine frische Cigarre zündete ich mir an, schlug den Mantelfragen in die Höhe, — und hinaus gieng in die kalte, schneeig glänzende Winternacht. Kein Mensch mehr weit und breit. Aber hinter mir leuchteten die Lichter von Frankfurt und Höchst, über mir blitzten die Sterne. Meines Vaters gedachte ich. Wie oft war er mit dem selben Stok, der nun in meiner Hand ruhte, durch die Nächte dahingewandert, wenn Menschenweh ihn um ärztliche Hilfe rief. Und heute in meinem Falle: er hätte zwar den Zug nicht verjäumt, denn seine Uhr gieng auf die Minute, während meine, geht sie überhaupt, mir immer nur so mit einer halben Stunde Differenz die Zeit, in der wir stehen, genau verkündet. Aber gesetzt den Fall, er wäre an meiner Stelle gewesen: auch er wäre heimgewandert, heim trotz Nacht und Kälte. Und Das freute mich. Aber ein Gedanke hing sich an: Da dein von den hunderttausend Stadtmenschen thäten es keine zehn mehr. Warum? Das wäre ihnen doch zu ungemüthlich. Die Zeit hat die Gewohnheiten verändert und die Empfindungen. Gleich ich meinem Vater, so gehöre ich zu einer absterbenden Generation. „Nachts Dir was?“ rief mir ja. „Keine Spur!“ gab ich zur Antwort.

Und das Querspiel zweier Gedankenrichtungen setzte ein.

„Der Nord in Königsrein auf offener Landstraße bei sinkendem Tage vor zwei Wochen kaum“, grüselte es auf.

„Ja, ja! Wer aber wird wohl hier auf der Landstraße nach Mitternacht bei solcher Kälte“ — ich stolperte über einen erfrorenen Hasen — „warten, ob vielleicht noch ein Mensch zum Totschlag vorübergeht?“

„Es könnte doch immerhin sein; und außerdem fährt Du fast ein Per-

mögen bei Dir. Denk' einmal: noch acht volle Mark und einige Nickel dazu! Es würde sich lohnen."

"Dummes Zeug", sagte ich dem neckenden Kobold. "Das ganze Vermögen könnte ein armer Teufel ohne jede persönliche Anstrengung von mir haben. An dem Punkte bin ich doch weich wie ein siebenzehnjähriges Mädchen."

Der Kobold fuhr mit seiner Batterie ab und suchte eine andere Position. Er schien sie gefunden zu haben, denn plötzlich schoß er mit einem Gedanken her, der furchtbar war

"Ein Wolf! Aus der Gifel, aus dem Jura ... die Winterkälte, der Hunger trieb ihn der Ebene zu. Da ist er!"

"Ja wohl, Handwurst! Und zufällig kommt dieser zufällige Wolf aus dem Jura, meinetwegen auch aus den Ardennen oder aus Ungarn, Bulgarien, Rußland auf die königsteiner Landstraße, immer noch hungrig, da er auf seiner weiten Reise auch nicht einen Bissen fand, ja, gerade darum zehnmal hungrig, und trifft jetzt nachts zwischen zwölf und ein Uhr ganz zufällig auf mich, als den ihm vom Schicksal auserkorenen Braten."

"Spotte nicht! Du weißt doch, welchen wunderbaren Instinkt diese Thiere haben, wie weit ihre Witterung reicht; und nicht gerade jetzt kommt er hier an, sondern die Nacht lockte ihn nur zum Beutegang aus seinem Schlupfwinkel da drüben in den Bergen, wo er sich seit einigen Tagen schon aufhält und die Gelegenheiten auskundschaftet."

"Man merkt, daß Du der Kobold eines Dichters bist. Also laß mich zufrieden mit Deinem Karrenzeug und rede mir von etwas Schönerem. Sieh doch die Sterne: wie wundervoll sie blißen!"

Der Kobold schien meine Mahnung zu beherzigen. Keinen leisen Laut vernahm ich, als ich den Schritt hemmte, um die wunderbare Nacht mit Augen und Ohren zu genießen. Kaum aber trieb die Kälte mich weiter, so war er wieder da und begann, ganz leise: "Fürchtest Du Dich eigentlich gar nicht?"

"Das will ich nicht sagen. Immer in ungewohnten Lagen steigt mir zuerst ein Gefühl der Unbehaglichkeit auf. Und immer rinnen die ersten Gedanken noch in jene tiefgegrabenen Rinnale, die man mit Gespenster-, Räuber-, Bestieneschichten in mein Kindergehirn grub. Kaum treffen äußere Erscheinungen, wie Nacht, Einsamkeit, unkenntliche Dämmer- und Nebelgestalten, meine Sinne, so rutschen die Gedanken ganz von selbst die alten gruseligsten Verbindungsbahnen hinab und versuchen, mich mit ihren Deutungen aus alter Erinnerung zu narren und zu schrecken. Aber ein einziges Besinnen, — und ich jage sie in andere Bahnen. Und auch Dich zwinge ich heute noch, mir Schöneres zu erzählen."

Mein Kobold sicherte. "Ich strecke die Waffen. Komm, ich will Dich Etwas fragen. Welche Drossbilder siehst Du zuerst?"

"Menschen", sagte ich, "aus Verzweiflung oder wild gewachsener Noheit zur Brutalität getriebene Menschen!"

"Und dann?"

"Dann? Nichts mehr! Anderes droht da kaum."

"Ist es nicht merkwürdig, daß Mensch vor Mensch sich fürchtet?"

"Nicht nur merkwürdig, sondern schauderhaft ist."

"Glaubst Du, daß es jemals anders werden wird?"

„Ja, felsenfest glaube ich.“

„Wie denkst Du Dir Das denn? Erzähl mir's einmal!“

„Das ist nicht so schwer auszubedenken. Sich einmal, hier gehe ich dahin, allein in stiller Nacht, ohne Waffe als diesen treuen Stoß meines Vaters und die Kraft meiner Arme. Keine Furcht vor irgend einer Bestie, geschweige denn vor Gespenstern, durchzittert mir die Brust. Was hier noch von einem Thiere drohen könnte, wäre höchstens ein gereizter Hund. Und den fürchte ich nicht. Einstmals aber gab es auch hier wilde Thiere und der alltägliche Kampf des Menschen mit ihnen war eine Nothwendigkeit. Auf Schritt und Tritt umlauerte ihn die Gefahr. Da erfand der Mensch ein Mittel, sich gegen diese Gefahr zu schützen, das größte, das eigentliche Mittel seines Wesens: er selbst trat aus dem Dunkel des Waldes heraus; er leuchtete den Wald um seine Wohnstätte herum, so daß er freien Umblick gewann und die Gefahr erkannte, die vom Waldbrande her zu nahen wagte. Weit mehr noch als der persönliche Kampf des Menschen gegen die Bestie scheint mir dieser Lichtkampf die wilden Thiere von ihm verschreckt zu haben, immer weiter verschreckt, bis endlich dem Raubthier fast jeglicher Schlupfwinkel in unseren Kulturländern entzogen war. Und wagte es sich unter dem Schatten der Nacht hervor: dort, an der menschlichen Wohnstätte, brannte das Feuer und vertrieb im Umkreise selbst das Dunkel der Nacht. Einmal, ganz instinktiv, zu dieser Erkenntniß gelangt, fuhr der Mensch fort mit seiner Lichtbereitung um sich her, denn das Licht war in Allem und zu Allem sein bester Genosse. Es leuchtete in Alles hinein und erwies seine wunderbare Heilkraft heute sogar den winzigsten Feinden des Menschenlebens und der menschlichen Gesundheit gegenüber, die ehemals wie ein gigantisches Gespenst den Rath- und Hilfslosen überfallen hatten: den Krankheitsregern, jenen einzelligen Lebewesen gegenüber, deren unheimliches Werk die Delatomben von Menschenopfern fordernden Epidemien sind. Um den Menschen herum ward es hell und heller; und licht und lichter wurde es damit zugleich auch in ihm. Das aber war das weit schwerere Werk. Die wilde Bestie war eine grobe Erscheinung; und ein grobes Mittel reichte gegen sie aus. Eine unheimlich feine Erscheinung aber ist der Bazillus; gegen ihn vermag eine Art, ein Schwert, eine Kugel nichts. Aber der Lichtstrahl vermag Etwas gegen ihn. Und noch viel schwerer zu bekämpfen sind die immer noch forterbenden Vorstellungen aus jener wilden Kampfzeit, die Vorstellungen, die in unseren Hirnen sitzen wie alt überlieferte Gewohnheiten, die uns schrecken und verwirren und unserem Denken und Thun jene schwer erkämpfte Ruhe der Besonnenheit und Heiterkeit immer wieder zu rauben drohen, die wir uns in Jahrtausende währendem Kampf zu erringen bemühten. Aber so sicher, wie die Bestie zurückwich, immer wieder zurück in Wildniß und Waldesdunkel vor der Lichtzone, die der Mensch um sich schuf; so sicher, wie Licht und Erkenntniß uns helfen werden, jener Krankheit und Verderben bringenden Gespensterwolken Herr zu werden: so sicher wird lichtvolle Erkenntniß allmählich in die Köpfe Aller bringen, jene traditionellen Vorstellungen auszurotten und zu verschrecken. Und die Furcht des Menschen vor dem Menschen: sie allein soll bestehen bleiben? Denke Dich einmal bis hiether durch! Frage Dich, ob Das noch möglich sein wird, — damit, wenn es dem Menschen gelang, jede andere Furcht aus seinem Herzen zu vertreiben? Wenn er in voller Sicherheit, wohin sein Fuß

ihn immer führen mag, dahinwandelt? Unmöglich, sage ich; auch in ihm selbst wird die Lichtzone weiter und weiter werden, die Bestie in ihm wird sich in die fernsten Schlupfwinkel seines Innern zurückziehen; sie würde nur hervorbrechen, wenn Hunger sie zu Wahnsinn und Verzweiflung triebe; aber zu weit ist die Erkenntniß vorgebrungen, als daß es der Mensch zu diesem Neuzerker dann noch kommen ließe. Und dann? Zurückgedrängt in diesen hintersten Schlupfwinkel, dieser Schlupfwinkel selbst mehr und mehr eingeengt durch die fortwährende Ausbreitung der Lichtzone im Menschen, wird sie einmal verschwinden mit dem letzten Schattendunkel, das die menschliche Natur in sich beherbergte; sie wird aussterben, wie die Geschlechter der Bestien ausstarben, die einst den Schritt des Menschen mit allen Schrecken umdrohten.“

Er lachte: „Du träumst von einer Gefahrllosigkeit des Menschenlebens?“

„O nein, mein Lieber, davon träume ich nicht. Die Gefahr ist immer da. Aber davon erzählt mir mein Denken, daß die Gefahr um uns her ihr großsinnliches Aeußere allmählich verlieren wird, daß wir nicht ewig verdammt sind, in groß brutalem Kampfe die Gefahr zu bestehen, sondern, je feiner sie sich zu verstecken versteht, um so feiner und listiger auch die Einsicht des Menschen wird. Nicht davon träume ich, daß das Leben einmal gefahrlos werde, wohl aber weiß ich, daß der Mensch sich gegen alle Gefahr eine Waffe erlangt, eine Waffe, die ihm nie wieder zerbrechen soll, die Waffe des Lichtes. Seine Einsicht, seine Vorsicht wird ihm helfen, die Gefahr zu bestehen. Von fern her wird er sie kommen sehen über die weite Dichtung, die er um seine Heimstätte zog; und naht sie: er wird vorbereitet sein, sie zu empfangen. Der Mensch des Menschen größter Freund: diese Erkenntniß ist so natürlich, daß man sich nicht wundern darf, zu sehen, wie aus ihr alle Hilfs- und Schutzgenossenschaften aller menschlichen Geschichte hervorgingen; wohl aber darf man sich wundern, daß sie nicht längst bis zum Einzelnen hinabdrang, daß der Begriff ‚ein fremder Mensch‘ nicht längst aus dem Wörterbuche der Menschen verschwand, aus dem Wörterbuche und der alltäglichen Praxis, trotz der seit zweitausend Jahren gepredigten Christuslehre: Liebe Deinen Nächsten als Dich selbst!“

Mein Kobold lachte: „Die Vergehenden werden immer die Haßer und Todfeinde der Verbenden und Aufstrebenden sein. Daran läßt sich nichts ändern.“

„Das Licht wird es ändern“, sagte ich ruhig. „Das Licht, das erkennen läßt, daß das Vergehen der Einen nicht die Schuld des Werdens der Anderen ist, so wenig die wachsende Kraft des Enkels die Schuld an dem Altwerden, an der wachsenden Kraftlosigkeit des Großvaters trägt. Was die Höhe der in ihm verkörperten Energiesumme erreichte, steigt von der Höhe wieder hinab, ganz gleich, ob Volk, Stamm, Geschlecht, Familie oder Einzelner. In der Anlage liegt die Höhe beschrieben, und ward sie erreicht, so sah ich den Frieden kommen und die Befriedigung. Das Absteigen ward nicht schwer empfunden und raubte diesem gesunden Alter nichts von seiner Heiterkeit und inneren Schönheit. Nur, wo die Höhe nicht erreicht wurde, da flammte der Haß auf, die Wuth gegen Alle, die ihr zustrebten.“

„Du läßt Dich nicht irrt machen“, sagte mein Kobold.

„Nein, ich sehe die Schöpfung des Lichtes und ich vertraue seiner Kraft. Sieh hinaus! Millionen und Übermillionen Sterne dort oben! Ihrer Größe

entsprechend, ist der Raum, der ihnen zur Verfügung steht, wahrlich nicht größer als der Raum, den die Menschen auf Erden für sich haben. Vergehende Gestirne dort oben, wie werdende! Alle durcheinander! Siehst Du Etwas von Haß? Leuchten nicht alle in gleicher Schönheit? Die Jungen in blinkender Weißgluth, die Aelteren gelb, roth, — in allen Farben! Keiner geräth dem Andern in seine Bahn. Und ist es nicht gleich, ob Gestirne oder Sonnenstäubchen? Meinen Buben beobachtete ich neulich, wie er die Sonnenstäubchen betrachtete, die in einem Sonnenstrahl tanzten. „Sieh, die kleinen, kleinen Vögelchen“, rief er mir zu. „Und paß auf: jetzt blas' ich hinein, wie sie dann wild werden!“ Er blies hinein; ein Weltenuirbel, ein gigantischer Sturmwind, der in eine Sternennwelt setzte. Und dennoch, trotz dem Wirbel, ein Ausweichen, ein Fliehen der Einen vor den Andern, nirgendwo ein zerschmetternder Zusammenstoß! Der Sturmwind setzte davon; und wie in geschäftiger Eile suchten Alle wieder ihre Bahn, ihre Distanz von einander.“

„Es giebt doch Sonnen, die Gestirne fressen?“ warf mein Kobold ein.

„Ja; aber merken wir was davon, daß die Sonne daran ist, die Erde zu fressen? Empfinden wir nicht dieses Fressen als eine Liebkosung der Sonnenstrahlen? Locken sie uns nicht zu höchster Lebensbethätigung? Welcher Mensch aber, ausgezogen von seinem Mitmenschen, empfindet Das als eine Liebkosung? Der Schritt der Natur ist ein weicher, liebender. Zur höchsten Entfaltung der Lebenskraft lockt er; und ward das Ziel erreicht, so vertheilt sie die Abnahme der Kräfte auf lange Zeiten, so daß der gesunde Mensch das Mitwerden kaum verspürt. Wo aber der Mensch in das Werden des Menschen eingreift, da schreit der Schmerz auf. Ueberarbeit und Ueberanstrengung fordert der Auszugende, so daß die verausgabte Kraft sich nicht wieder in den Stunden der Ruhe zu ersetzen vermag. Ein Mangel bleibt und der Mangel wird empfunden, und um so schmerzlicher, je rascher er wächst. Beginne ich heute meine Arbeit mit einem Defizit an Kraft, die ich gestern zu viel verausgabte, so wird meine Arbeit heute schwerer und schmerzlicher werden; ich werde noch mehr von dem Kraftvorrath borgen müssen, der für morgen bestimmt war. Das Defizit wächst von Tag zu Tag und ich schleppe mich schließlich nur noch unter Qualen dahin, bis ich zusammenbreche. Aber das Licht wird dem Menschen auch den Weg wieder weisen, an dessen Ziel die Liebe steht, die losend ausfaugt, wie der Sonnenstrahl, und gleich ihm zur That lockt, als zu des Menschen höchster Freude.“

Da flog mein Kobold von dannen. „Glück zu! Ferne von den Sternen immer mehr und besser“, rief er mir zu. „Schönheit bricht aus ihren Strahlen und ich will Dich nicht mehr schrecken. Aber Eins ist falsch: die Furcht des Menschen vor dem Menschen soll bleiben! Nur wandeln muß sie sich aus der Furcht des Menschen vor der Bestie im Menschen zur Ehrfurcht des Menschen vor dem Menschen! Geh hin und sag's ihnen!“

Glücklich erreichte ich mein Heim. Mein Goldkopf schlief; und als ich mit der grünverhängten Lampe leise ins Zimmer trat, ganz leise, leise, da lächelte er im Schlaf und stammelte traumumfangen: „Das wird aber 'mal fein!“

Laubenheim.

Mathieu Schwann.



Die moderne Seele. *)

Die glänzende Gesellschaft unter dem vierzehnten Ludwig hatte keinen Bestand; ihre eigene Entwicklung verurfachte ihre Auflösung. Die Regierung, die unabhängig gewesen war, endete damit, fahrlässig und tyrannisch zu werden; mehr noch: der König vergab die besten Aemter und alle Titel an die Herren seines Hofes, die in seiner Gunst standen. Dem Bürgerthum und dem „Volk“, die Beide an Zahl, Reichthum und Aufklärung zugenommen hatten, erschien dies System ungerecht und sie fühlten sich um so mächtiger, je mehr ihre Unzufriedenheit wuchs. Sie machten die französische Revolution und schufen nach zehn Jahren der Unruhen eine volksfreundliche, Gleichheit verkündende Verfassung, einen Zustand, in dem alle Aemter für Alle erreichbar sind, und zwar gewöhnlich nach Prüfungen und Befähigungsnachweisen und nach festen Bestimmungen über die Beförderung. Die Kriege des Kaiserreiches und die Kraft des Beispiels trugen allmählich diese Verfassung über die Grenzen Frankreichs hinaus; und heute kann man sagen, daß, unter örtlichen Verschiedenheiten und zeitlichen Verzögerungen, ganz Europa sie nachzubilden strebt. Diese neue Ordnung der Gesellschaft hat — in Verbindung mit der Erfindung der gewerblichen Maschinen und der großen Milderung der Sitten — die Lebensbedingungen und folglich auch den Charakter der Menschen geändert. Sie sind jetzt von aller Willkür befreit und von einer guten Polizei beschützt. Wie niedrig sie auch immer geboren seien: jede Laufbahn steht ihnen offen; die ungeheure Vielfältigung aller nützlichen Dinge macht den Allerärmsten Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten erreichbar, die noch vor zwei Jahrhunderten nicht einmal die Reichen kannten. Daneben hat sich die Strenge der Zucht in der Gesellschaft wie in der Familie gemildert. In der selben Zeit, wo der Bürger die Rechte erwarb, die früher Privilegien des Adelligen gewesen waren, ist der Vater zum Kameraden seiner Kinder geworden. Kurz: in allen sichtbaren Theilen des menschlichen Lebens hat sich die Last des Unglücks und der Bedrückung verringert.

Aber als Gegenwirkung haben Ehrgeiz und Begehrlichkeit ihre Flügel ausgespannt. Der Mensch, der nun Wohlfinden kostete und Glück vor sich auftauchen sah, hat sich gewöhnt, Glück und Wohlfinden für Dinge zu halten, die ihm zukommen. Er ist, während er mehr erhielt, immer begehlicher geworden und seine Ansprüche sind noch weit über seine Errungenschaften hinausgewachsen. In der selben Zeit haben die positiven Wissenschaften einen ungeheuren Aufschwung genommen, allgemeine Bildung hat sich verbreitet und der befreite Gedanke hat sich an alle Kühnheiten gewagt. Daher ist es gekommen, daß die Menschen, indem sie die Ueberlieferungen verließen, die früher ihren Glauben leiteten, sich fähig fühlten, einzig durch die Macht ihres Geistes die höheren Wahrheiten zu erreichen. Sittenlehre, Religion, Staat: Alles haben sie in Frage gestellt, auf allen Wegen tastend gesucht und wir sehen heute den

*) Im Februar soll bei Eugen Diederichs in Leipzig Laines „Philosophie der Kunst“ erscheinen. Herr Ernst Hardt hat das berühmte Werk übersezt, das in deutscher Sprache noch nie veröffentlicht worden ist und hoffentlich viele seiner feinen Weisheit zugängliche Leser findet. Als Probe sei hier ein Fragment geboten.

sonderbaren Zwist der Sätze und Sekten, die einander ablösen und uns sämmtlich mit einer neuen Lehre ein vollkommenes Glück verheißen.

Ein solcher Zustand der Dinge hat natürlich Folgen für die Vorstellungen und für die Geister. Der Mensch, der die Szene beherrscht und dem die Zuschauer das größte Maß ihrer Aufmerksamkeit und ihres Mitgeföhls widmen, ist der ehrgeizige und schwermüthige Schwärmer, René, Faust, Werther, Manfred, das unbefriedigte, leise unruhige und unheilbar unglückliche Gemüth. Der Mensch ist aus zwei Gründen unglücklich. Zunächst ist er zu empfindsam, zu sehr von kleinen Uebeln geplagt, er hat ein zu großes Bedürfniß nach weichen und wonnigen Erregungen, er ist an Wohlbehagen gewöhnt. Er hat die halb ritterliche, halb bäurische Erziehung unserer Vorfahren nicht gehabt, er ist von seinem Vater nicht rauh behandelt, in der Schule nicht geschlagen, nicht in einer stummen Ehrfurcht vor den Erwachsenen gehalten, durch knechtischen Gehorsam in seiner Entfaltung nicht behindert worden; er war nicht, wie in der alten Zeit, gezwungen, sich seines Armes und seines Degens zu bedienen, zu Pferde zu reisen und in schlechten Herbergen zu übernachten. In der lauen Luft des modernen Wohlseins und der häuslichen Sitten ist er zart, nervös, reizbar und unfähiger geworden, sich dem Verlauf des Daseins anzupassen, das immer Mühe auferlegt und Anstrengung erfordert. Auch ist er ein Zweifler an Allem. Nach dieser großen Erschütterung des Glaubens und der Gesellschaft, nach diesem Durcheinander von Lehren, diesem Einbruch von Neuheiten schleudert ihn die Freikreife des zu schnell gebildeten und zu schnell gefüllten Urtheils ganz jung hinein ins Abenteuerliche, weit weg von dem breiten, gebahnten Pfade, den seine Väter aus Gewohnheit, unter der Führung des Herkommens und dem Einfluß der geistigen Mächthaber, beschritten hatten. Da alle Schlagbäume, die den Geistern als schützende Geländer dienten, aufgezogen sind, hat er freie Bahn in dem unbegrenzten Feld, das sich vor seinen Augen aufthut. Seine Neugier und sein Ehrgeiz, die übermenschlich geworden sind, treiben ihn, der unbedingten Wahrheit und dem nie getrüben Glück nachzujagen. Weber die Liebe, noch der Ruhm, noch die Wissenschaft, noch die Macht können, so, wie diese Welt sie bietet, ihn befriedigen; und die Ueberschwänglichkeit seiner Wünsche, aufgereizt durch die Unzulänglichkeit seiner Erregenschaften und die Nichtigkeit seines Besißeß, lassen ihn zerschlagen auf den Trümmern seines eigenen Wesens zurück, ohne daß ihm seine überanstrengte, niedergebeugte und machtlose Einbildungskraft das Jenseits, nach dem er strebt, und das unbestimmte Etwas, das ihm fehlt, in befriedigender Klarheit darzustellen vermöchte. Dieses Uebel ist die Krankheit des Jahrhunderts genannt worden.

Ich kann hier nicht die unzähligen Wirkungen eines solchen geistigen Zustandes auf alle Kunstwerke zeigen. Man wird sie in der Entwicklung der philosophischen, lyrischen und schwermüthigen Poesie in England, Frankreich und in Deutschland wiedererkennen, ferner an der Steigerung und Bereicherung der Sprache, an der Erfindung neuer Dichtarten und neuer Charaktere, in dem Stil und in den Empfindungen aller großen modernen Schriftsteller von Chateaubriand bis Balzac, von Goethe bis Heine, von Compey bis Byron und von Alfieri bis Leopardi. Man wird die selben Anzeichen in den bildenden Künsten entdecken, wenn man den feierlichsten, gequälten oder mühsam alterthümlichen Stil betrachtet, die Sucht nach dramatischer Wirkung, nach seelischem Ausdruck und

nach örtlicher Genauigkeit, wenn man die Verwirrung beobachtet, die alle Schulen durcheinandergeworfen und die Methoden verdorben hat, wenn man auf den Ueberfluß an Begabungen achtet, die, von neuen Regungen erfaßt, neue Wege gebahnt haben, und dem tiefen Naturgefühl lauscht, das uns eine Landschaftsmalerei geschaffen hat. Die auffälligste Entwicklung aber ist die der Tonkunst. Diese Kunst mußte in den beiden Ländern entstehen, wo man von Natur singt: in Italien und in Deutschland. In Italien ist sie in hundertundfünfzig Jahren zwischen Palestrina und Pergolese, wie einst die Malerei zwischen Giotto und Majaccio, langsam und still gereift; langsam hat sie ihre Methoden entdehrt und tastend alle Hilfsquellen zu erreichen gesucht. Dann, mit einem Schlage, nimmt sie am Anfang des achtzehnten Jahrhunderts mit Scarlatti, Marcello und Händel ihren Aufschwung. Dieser Augenblick ist bedeutsam. Damals ging die Malkunst in Italien zu Ende, unter der staatlichen Erschlaffung erblühten die weichen, wollüstigen Sitten, die für die gefühlvollen Zärtlichkeiten und Nachtigallensänge der Oper eine ganze Versammlung von Cicisbeos, Lindors und schönen, verliebten Frauen schufen. Damals konnte das ernste und schwerfällige Deutschland, das später zum Selbstbewußtsein gelangte als die anderen Länder, die Größe und Strenge seiner religiösen Empfindung, die Tiefe seiner Wissenschaft und die unbestimmte Schwermuth seiner Gefühle in der Kirchenmusik seines Sebastian Bach offenbaren, noch ehe es die evangelische Selbstdichtung seines Klopstock erlebte. In dem alten und in dem jungen Volke beginnt die Herrschaft und der Ausdruck des Gefühles. Zwischen Beiden, halb germanisch und halb italienisch, vereinigt Oesterreich die beiden Geistesarten, erzeugt Haydn, Gluck und Mozart und die Musik wird bei dem Nahen der großen Seelenerschütterung, die man die französische Revolution nennt, allgemein und weltumfassend, wie einst die Malerei unter dem Andrang der großen Erneuerung der Geister, die von uns Renaissance genannt wird. Nichts Erstaunliches liegt in dem Erscheinen dieser neuen Kunst, denn sie entspricht dem Erscheinen des neuen Geistes, dem des herrschenden Menschen, jenes ruhelosen und feurigen Kranken, den ich zu schildern versucht habe; zu seiner Seele haben Beethoven, Mendelssohn, Weber, Meyerbeer, Berlioz und Verdi gesprochen; an ihre vereinnahmte und übertriebene Empfindsamkeit, an ihre unbestimmte und maßlose Sehnsucht wendet sich diese Musik. Sie ist ganz für diesen Zweck geschaffen und keine andere Kunst vermag ihn so gut wie sie zu erfüllen. Denn sie ist zu einem Theil hergestellt aus der mehr oder weniger ähnlichen Nachahmung des Schreies, der ein unmittelbarer natürlicher und vollständiger Ausdruck der Leidenschaft ist und, durch eine Erschütterung auf uns wirkend, augenblicklich unser unfreiwilliges Mitgefühl weckt; und zum anderen Theil gründet sie sich auf Beziehungen von Tönen, die keine lebende Form nachahmen und, besonders in der Instrumentalmusik, wie die Träume einer körperlosen Seele erscheinen. So eignet sie sich, besser als irgend eine andere Kunst, dazu, die wogenden Gedanken auszudrücken, die Traumbilder ohne Form, die Sehnsüchte ohne Ziel und Grenze, das ganze schmerzvolle und großartige Durcheinander eines unruhigen Herzens, das nach Allem strebt und an nichts sich hängt. Deshalb ist sie mit den Währungen, Unzufriedenheiten und Hoffnungen der heutigen Volksherrschaft aus ihren heimatlichen Gegenden getreten und hat ganz Europa erobert.

Selbstanzeigen.

Neue Essays. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung A. Schwarz.

Ich lasse meiner Sammlung Essays „Zwischen zwei Jahrhunderten“ (1896) eine zweite Reihe folgen, die, was die Gegenstände und Anlässe betrifft, noch mannichfacher ist als jene. Es wäre ein Leichtes gewesen, die einzelnen Hauptgruppen durch Vermehrung und Erweiterung zu selbständigen Bänden zu machen, und ich wäre damit den Bedürfnissen der Kritik und Fachpresse entgegengekommen, die gewöhnlich ja nur mit irgendwie spezialisirten Werken Etwas anzufangen wissen. Aber ganz abgesehen davon, daß man nicht Bücher machen soll, nur um Bücher zu machen: in einem Buche, das wirklich ein Buch ist, also der Ausdruck einer literarischen Persönlichkeit, muß es eine höhere Einheit geben als die des Gegenstandes. Und diese Einheit kann in einer Idee, die den Autor leitet, in einem Gefühl, das ihn in einer gewissen Zeit beherrscht, in seiner Persönlichkeit selbst bestehen, die sich mit, an oder gegen ihre Zeit entwickelt. Eine solche Einheit, hoffe ich, wird man auch in diesem Buche finden, das sogar in seiner äußeren Einteilung nur einem alten Herkommen folgt. Denn auch die einzelnen Aufsätze lassen sich kaum streng nach ihren Gegenständen scheiden. Ich liebe es nicht, die Dinge auf einen Isolirschmel zu stellen, sie aus dem Zusammenhange der Kräfte herauszureißen; wenn es als Experiment auch manchmal interessant und werthvoll sein mag, so ist doch die größte Sünde, die aller Fachwissenschaft und Fachsimpelei anhaftet. Deshalb habe ich mich auch für berechtigt gehalten, in diese Sammlung einzelne Kritiken zeitgenössischer Literatur aufzunehmen, die, wenn man genau zusieht, sich nicht gerade wesentlich von den in der zweiten und dritten Abtheilung stehenden ästhetischen Untersuchungen und Charakteristiken unterscheiden. Der ganze Unterschied ist, daß ich in dem einen Falle von einzelnen Werken ausgehe und dabei zu allgemeinen Charakteristiken der zeitgenössischen Literatur und zu ästhetischen Untersuchungen und Analysen gelange; in anderen hingegen von diesen ausgehe und einzelne Werke als Beispiele, Muster, Erklärungen hineinziehe. Und so hängt der Charakter und die Bewerthung meines Buches auch nicht von den Urtheilen ab, die die einzelnen Erscheinungen bei mir erfahren, noch davon, ob und wie lange sie sich im Zeitenströme obenauf zu erhalten vermögen. Immerhin bin ich überzeugt, daß die Gegenstände und Probleme meiner Essays noch lange den menschlichen oder doch wenigstens den deutschen Geist beschäftigen werden, weit über den Tag und den Anlaß hinaus, und daß ihnen wenigstens ein gewisser historischer Werth oder Reiz auch später nicht fehlen wird.

Leo Berg.

Das Buch der Frau. Herausgegeben von Anna Blothow. 3 Mark. Verlag von E. F. Friedrich Neisner in Leipzig.

Ein Rathgeber auf allen Gebieten des Lebens, ein treuer, zuverlässiger Freund will dies Buch der deutschen Frau sein. An Alle wendet es sich, an die Hausfrau wie an die Mutter, an die Berufsfrau wie an die Künstlerin, an das junge Mädchen wie an die reife Frau. Alle Mitarbeiter, Frauen wie Männer, haben sich bemüht, ihr Bestes zu geben, um im modernen Sinne, im Geiste der Entwicklung, der Frau den Weg zu zeigen, auf dem sie zur volleren

Entfaltung ihrer Fähigkeiten, zur harmonischen Entwicklung ihres Selbst gelangen kann. Nicht allein ihrer wirtschaftlichen Vervollkommnung will es dienen, sondern auch ihrer sittlichen und geistigen.

Anna Plathow.

Arbeitsteufel. Neue Thüringer Dorfgeschichten. Verlag von Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig. 3 Mark.

Das Buch enthält sieben Erzählungen und bildet die Fortsetzung meiner — Weihnachten 1900 in zweiter Auflage erschienenen — „Thüringer Dorfgeschichten“. Ich bemühte mich, meine thüringer Landsleute so zu schildern, wie sie wirklich sind: zäh, starrsinnig, abergläubig, rauh und polternd, doch gutmüthig, offenherzig und, was die Hauptsache ist: arbeitsam. Na, die Arbeitsamkeit artet oft in Arbeitwuth aus. Ich glaubte deshalb, ein Recht zu haben, das Buch nach der einen in ihm enthaltenen Erzählung kurzweg „Arbeitsteufel“ zu nennen. Es giebt Menschen, die, wie der Müller Reifner in meinem Buch sagt, „vor aller Arbeit unter sich wachsen und sich nicht einmal im Jahre in die Stadt zum Wiesenmarkt trauen, weil die Arbeit zu sehr pressirt“. Dabei ist aber der Bauer nicht etwa trüb und kopfhängerisch. Auch er treibt gern Schabernack, und lacht er auch seltener, so dafür kräftiger und anhaltender. In einer Erzählung versuchte ich eine Ehrenrettung. Die liebe, alte Spinnstube, mitunter das einzige Winterergötzen einsam gelegener Dörfer, auf jeden Fall das liebste, sollte auf einmal ein Hölle- und Sündenpfuhl sein und schneidige Landrätthe rücten mit Polizeiverordnungen gegen sie vor. Nun, die Herren Landrätthe mögen sich beruhigen: die Spinnstube ist nicht bössartiger als die Vergnügungen der Klein- und Großstädter.

Hofla.

Rudolph Braune.

Die Bilsteiner. Verlag von Karl Victor in Kassel.

Das kleine Buch enthält drei Erzählungen. In allen dreien möchte ich eine kampfesfrohe Weltanschauung zum Ausdruck bringen, wie ich sie mir erworben habe mitten im Kampf mit den widrigsten Mächten des Lebens, durchdrungen von dem Gefühl, daß dem Menschen nie wohlter und Herz ist, als wenn er die auf ihn eindringenden Schicksalsstürme mit einem muthigen „Daiho!“ begrißt. Ich bin außerdem durchdrungen von dem Gefühl, daß zum höchsten Glück eines ganzen Volkes eine edle Geistes- und Lebensgemeinschaft mit dem Manne gehört und so umgekehrt, daß Keiner allein Etwas darstellt und daß das Räthsel der Dreieinigkeit in jenem holden Dreiklang Mann-Weib-Kind gelöst ist. Nicht Großstadtdogmatiken erzähle ich. Es sind Geschehnisse, die in Weltwinkeln vor sich gingen und die darthun möchten, daß fernab von der Deerstraße des sogenannten großen Lebens die Leidenschaften in dem selben Maße die Seelen bewegen wie dort. Zu Alledem tragen diese kleinen Geschichten mit vollem Bewußtsein das Gepräge meiner Heimath, des Hessenlandes, dessen Bewohner schon von der Natur dazu bestimmt sind, kampfeslustig zu sein, da die Heimatherde, wenn sie zum Paradiese werden soll, noch mehr Schweiß fordert als andere deutsche Gauen. Noch möchte ich sagen, daß mir das Wort: „Das Historische magst verständig, das Metaphysische aber beselig“, eben so eine gewaltige Wahrheit zu sein scheint wie das: „Religion ist der Idealismus der Massen“.

Votte Guballe.

Kanonenfabriken.

Die in der letzten Zeit veröffentlichten Jahresabschlüsse der Stoba-Werke in Pilsen und der Rheinischen Metallwaaren- und Maschinenfabrik in Düsseldorf haben die Aufmerksamkeit auf die Fabrikation von Kriegsmaterial gelenkt, die allgemein als eine nicht nur sehr einfache, sondern auch reichen Gewinn bringende Sache betrachtet wird. Wenn diese Ansicht richtig wäre, so müßte man sich darüber wundern, daß solche Fabriken nicht zahlreicher sind und nicht mehr Ingenieure und Kapitalisten ihre vereinten Geistes- und Geldkräfte einem so lukrativen Erwerbszweig widmen. Da Das nicht geschieht, müssen solche Unternehmungen doch wohl mit Gefahren verknüpft sein, die besonnene Köpfe von ihnen abschrecken, weniger vorsichtige aber meist erst zu spät zur Erkenntniß ihres Wagnisses führen. Es dürfte gerade jetzt nicht uninteressant sein, die Richtigkeit dieser Vermuthung an einigen Beispielen zu zeigen, die in unserer schnell lebenden Zeit zum großen Theil wieder in Vergessenheit gerathen sein werden.

In den achtziger Jahren konnte man kaum eine Zeitung finden, in der nicht mit Bewunderung von den unübertrefflichen Kanonen des französischen Obersten de Bange die Rede war, mit denen die Gesellschaft Gail in Paris die ganze Welt versorgen wollte, aber schließlich nur Serbien und Mexiko — aus besser nicht zu nennenden Gründen — beglückte. Da Das den Aktionären nicht genügte, die Reklame aber mehr als den sporadischen Gewinn der Kanonenfabrikation aufzehrte, so zog sich die Société Gail verständiger Weise, aber mit stark erleichteter Börse wieder auf die Herstellung von Lokomotiven und Zuckerraffinerien zurück, die sie nie hätte verlassen sollen. Aehnlich, wenn auch nicht ganz so böse, erging es den Forges et Chantiers de la Méditerranée in Havre die, von dem verstorbenen spanischen General Pontoria zur Aufnahme der Kanonenfabrikation im Jahre 1882 veranlaßt, diese Industrie mit geringem Erfolg bis 1897 betrieben, sie dann aber, angesichts der trotz kostspieligster Reklame geringen Rentabilität, mit ihrem Konstrukteur Canet den kräftigeren Händen des Creusot überließen. Auch Fives-Pille hat sich gelegentlich in der Kanonenfabrikation versucht, sie aber nach einer kleinen Lieferung von Feldkanonen System de Bange redivivus an Uruguay wieder aufgegeben.

Ehe wir Frankreich verlassen, seien kurz zwei Eintagsfliegen erwähnt, die sich neben anderen Dingen mit der Herstellung von Geschossen, nach dem System Ehrhardt, befaßt hatten. Die eine, die Société anonyme française de fabrication des corps creux in Montbard-Paris, wurde 1895 mit einem Kapital von 5 Millionen Francs gegründet, von denen 200 000 Francs in Aktien und 1 000 000 Francs baar für seine Patente an den Erfinder gingen. Die Aktien wurden kühn zu 160 emittirt. Im Jahre 1898 standen sie schon 90 und Ende des selben Jahres 40. Im Januar 1899 ging die Gesellschaft in ihre Nachfolgerin, die Société Métallurgique de Montbard, auf, die Ende 1900 nur noch durch eine Hypothekendarlehen des Creusot gehalten wurde, in dessen Besitz sie wahrscheinlich, wenn auch nicht zur Freude der Aktionäre, nach und nach übergehen wird. Die mit den beiden genannten Gesellschaften in engerem Zusammenhang stehende Société anonyme des corps creux (System Ehrhardt)

in Louvain (Belgien) ist in Liquidation. Die Fabrik, die 2 445 000 Francs gekostet hat, ist für 750 000 Francs zum Kauf ausgeschrieben worden.

In England hat die Schiffbau-Firma Palmer in Newcastle im Jahre 1890 mit großen Kosten Artilleriewerkstätten von erheblichem Umfang errichtet, eigene Konstruktionen aber niemals geliefert und das ganze Kanonen-Departement nach kurzer Zeit wieder eingehen lassen.

Noch weniger ernst war die Gründung der United Ordnance and Engineering Co. Ltd., die die Patente und Konstruktionen des Creusot in England verbreiten wollte. Es ist nicht bekannt geworden, daß diese im Februar 1898 mit einem Kapital von 800 000 Pfund gegründete Gesellschaft, deren Direktoren und Aufsichtsräthe sich der vorzüglichsten Beziehungen zu den englischen Behörden rühmten, jemals einen Auftrag erhalten habe.

Die Lorenz Ammunition Co. — später British Ammunition and Ordnance Co. — in London ist nach kurzer Qual und nach dem Verlust ihres ganzen Kapitals spurlos vom Erdboden verschwunden.

Allgemein bekannt dürfte sein, daß die frühere Maxim-Nordensfeld Co., deren Aktien bis auf 7 entwerthet waren, lange dicht am Ruin stand und nur durch mächtige Finanzkräfte und ungeheure Anstrengungen tüchtiger Leiter, später auch durch die Amalgamirung mit der alten soliden Sheffield-Firma Vickers unter dem neuen Namen Vickers Sons and Maxim Limited zu etwas schwindeliger Höhe aufgestiegen ist. Maxims früherer Theilhaber Nordensfeld ist bekanntlich gänzlich ruiniert.

In diesem Zusammenhang darf die Hotchkiss-Gesellschaft in Paris erwähnt werden, die trotz guter Leitung auf keinen grünen Zweig kommen kann und ihren Aktionären seit Jahren wenig Freude bereitet.

Auch in Spanien hat sich die Privatindustrie an die Kanonenfabrikation gewagt. In dem einen Falle hat sich der Hochumer Gußstahlverein, andalusischen Pochungen traugend, in den achtziger Jahren darauf eingelassen, mit der Firma Fortilla White & Co. in Sevilla in neuen und ad hoc errichteten Werkstätten einen Auftrag der spanischen Marine zu ganz ungenügenden Preisen auszuführen, und dabei die allertraurigsten Erfahrungen gemacht, die die hochumer Aktionäre allerdings wieder verschmerzt haben. Die Werkstätten sind längst geschlossen. In dem anderen Fall vereinten sich Don José Martinez Rivas in Bilbao und Sir Charles Palmer in Newcastle, um den armen Spaniern nicht nur minderwerthige Schiffe zu bauen, die Admiral Cervera vor Santiago de Cuba ruhmlos verlor, sondern auch einen Versuch zur Kanonenfabrikation zu unternehmen, der damit endete, daß die prächtigen Werkstätten in den Artilleros del Nervio in Bilbao niemals eine ganze Kanone produzierten und heute verödet und ohne Arbeit dastehen.

Die von Armstrong in Pozzuoli bei Neapel errichteten Werke sind trotz aller Protektion durch die italienische Marine niemals vorwärts gekommen. Die Aktien der später gegründeten Gesellschaft haben deshalb bis heute das Portefeuille der großen englischen Firma noch nicht verlassen.

Wie wenig Seide Schwarzkopfs mit der Torpedofabrikation in Venedig reiponnen hat, sei nur nebenbei erwähnt.

In Rußland hat Butloff den verlockenden Versprechungen des Staates

nicht widerstanden und sich in Unkenntniß der Verhältnisse und der Schwierigkeiten verleiten lassen, einen großen Auftrag auf neue Feldgeschütze zu so ungenügenden Preisen anzunehmen, daß die Gesellschaft ihr Dasein heute nur durch die Unterstützung des Herren Witte fristet und ihre Aktien auf 50 Rubel gesunken sind.

Besonders auffallend ist, daß in den Vereinigten Staaten von Nordamerika bisher keine Fabrik von Artilleriematerial es zu nennenswerthen Leistungen, geschweige denn zur Prosperität, gebracht hat. Man hat im Laufe der Jahre wiederholt von neuerfundnenen best guns in the world gehört. Viele Gesellschaften sind gegründet worden und wieder spurlos verschwunden, und was heute noch existiert, ist so minderwerthig, daß Captain B. B. Dunn vom amerikanischen Ordnance Departement in einem im Army and Navy Register vom neunten November 1901 veröffentlichten Bericht folgendes Urtheil über die Kriegsmaterialindustrie in den Vereinigten Staaten abgab: „Unser nationales Interesse verlangt, daß wir der Herstellung von Kriegsmaterial mehr Beachtung schenken. Unsere Privatfirmen stecken auf diesem Gebiete noch in den Kinderschuhen und sind unfähig, auf dem Weltmarkt mit ihren großen europäischen Rivalen erfolgreich konkurriren zu können. Unsere heimischen Anforderungen waren bisher zu gering, um sie hierfür ausreichend zu entwickeln. Wenn wir unsere Privatfirmen auf die Höhe der Firmen Krupp, Vickers-Maxim, Schneider-Ganet u. s. w. bringen könnten, so daß sie auf dem Weltmarkt reichlich Absatz fänden, auf Wunsch aber für unseren ausschließlichen Gebrauch zur Verfügung wären, dann würde sich Das sicher bezahlen. Die Frage ist aber, wie es anzufangen wäre. Wir haben keine Fabrikanten von Anlagen und Erfahrungen, die uns das Recht gäben, ihnen einen großen Auftrag mit dem selben Vertrauen zu erteilen, wie es in Deutschland Herrn Krupp geschenkt wird.“

Näher als die bisher angeführten Beispiele aus dem Auslande liegen dem deutschen Publikum die Vorgänge im benachbarten Oesterreich.

Der Name des vor zwei Jahren verstorbenen E. Skoda hatte über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus einen wohl verdienten guten Klang. Durch hohe Intelligenz, große Energie und rastlose Arbeit brachte er seine Werke von kleinen Anfängen zu üppiger Blüthe und schwang sich selbst zur führenden Stellung unter den Großindustriellen seines Landes auf. Sein Unglück war, daß die Regierung Oesterreich-Ungarns, von dem an sich sehr begreiflichen Wunsch getrieben, sich vom Auslande unabhängig zu machen, ihn ausersah, im Inlande eine Kriegsmaterialindustrie zu schaffen. Dieser Wunsch veranlaßte Skoda zur Errichtung großer neuer Werkstätten, deren Kosten seine finanziellen Kräfte weit überstiegen. Die Folge war, daß die Skodawerke im Jahre 1899 von der wiener Kreditanstalt und der böhmischen Escompte-Bank in Prag mit einem Kapital von 25 Millionen Kronen gegründet wurden. Es stellte sich bald heraus, daß dies Kapital zu groß, die Werke zu theuer bezahlt waren, was zum Theil daraus zu erklären ist, daß Skoda während des spanisch-amerikanischen Krieges mit Zustimmung der Regierung größere Posten von für Oesterreich angefertigtem Kriegsmaterial mit sehr gutem Nutzen an Spanien und später auch an England

„Fr. Truubnaal. verkauft. Nr. Kouka. „mogu. „ungunnen. „habe. „hah. die. ganz zufälligen Gewinne nicht eine Ausnahme, sondern die Regel seien. Dazu kamen allerlei unerfreuliche Vorfälle mit Skodas Geschützen in Spanien und

Oesterreich und schon im Jahre 1900 der frühe Tod des Herrn von Skoda selbst. Mit ihm verschwand die Seele des Unternehmens. Die erste Bilanz der Aktiengesellschaft wies für fünfzehn Monate einen verteilbaren Reingewinn von 6, also nicht ganz 5 Prozent für das Jahr aus. Eine genauere Prüfung der Bilanz ergibt ohne Weiteres, daß bei rationalen Abschreibungen (bei 7,28 Millionen Kronen an Gebäuden und 9,5 Millionen Kronen an Maschinen sind für die fünfzehn Monate nur 625 000 Kronen abgeschrieben) und in Anbetracht der ganzen Sachlage eine Dividende nicht verteilt werden durfte und nur für die Zwecke der Banken errechnet war. Für das am dreißigsten September 1901 abgelaufene Geschäftsjahr, das noch ungünstiger als das vorhergehende war, wird eine Dividende nicht verteilt. Die Aktien sind noch in den Händen der Banken und der Familie Skoda.

Noch übler als den Skodawerken ist es der Rheinischen Metallwaren- und Maschinenfabrik in Düsseldorf in dem am dreißigsten September 1901 abgelaufenen Geschäftsjahr ergangen; die Bilanz ergab hier einen Verlust von 1,7 Millionen oder fast 20 Prozent des Aktientkapitals. Das bei der Gründung (am dreizehnten April 1889) 700 000 Mark betragende Kapital dieser Gesellschaft ist im Lauf der Jahre auf 9 200 000 Mark erhöht worden; dabei wurden die neuen Aktien mit Aufgeldern von 30, 110, 90 und 81 Prozent emittiert, was ohne Abzug der Emissionskosten rund 4 000 000 Mark dem Reservefonds zuzuführendes Agio ausmacht. Dieses Konto stand Ende 1899/1900 und steht auch in der letzten Bilanz mit 3 648 050,50 Mark zu Buch, so daß der ganze Reservefonds aus Emission-Agio besteht. Ein im Jahre 93/94 mit 400 000 Mark dotierter Dispositionsfonds und ein 1897/98 errichteter Spezial-Reservefonds von 250 000 Mark sind inzwischen für Abschreibungen aufgebraucht worden. Da dem Reservefonds aus dem Betriebsgewinn nur ein einziges Mal, und zwar 1893/94, ein kleiner Betrag von 22600,73 Mark zugeführt worden ist, die Abschreibungen noch dazu keineswegs hoch bemessen sind, so ergibt sich, daß die in den Jahren 1893/94 bis 1899/1900 erzielten Betriebsgewinne in voller Höhe zu Dividendenzahlungen von 28, 16, 10, 6, 14, 14 und 6 Prozent verwendet wurden, ohne den Reservefonds, der nur durch Agiogewinne gebildet wurde, irgendwie zu dotieren.

Das am dreißigsten September 1901 beendete Geschäftsjahr ergibt nun, wie gesagt, einen Verlust von 1,7 Millionen oder genau 1 717 249,29. Dabei figurieren unter den Aktien 500 000 Mark auf Patente- und Gebrauchsmusterkonto und eine Forderung von 1 138 279,15 Mark an die eigene Abtheilung Sommerha. Ueber den realisirbaren Werth dieser beiden Posten dürften Zweifel gestattet sein. Die Bankschulden des Unternehmens beliefen sich laut Bilanz auf 3,7 Millionen, sollen laut Bericht jetzt höher sein und werden mit 4,5 bis 5 Millionen wohl kaum zu hoch geschätzt werden.

Diese Sachlage ist in dem Kurs der Aktien bereits einigermaßen zum Ausdruck gekommen. Sie stehen jetzt ungefähr auf 75, nachdem sie in früheren Jahren den Kurs von fast 300 erreicht hatten. Die bevorstehende Sitzung des Aufsichtsrathes und die im Februar stattfindende Generalversammlung werden sich mit der notwendigen und keineswegs leichten Sanirung dieses Unternehmens zu befassen haben. Die in dem Geschäftsbericht zart angedeutete Gründung einer Fabrik in England, wobei südafrikanisches Geld (Weir, Davies und Genossen) eine große Rolle spielen sollte, ist inzwischen auch hinfällig geworden.

In gleich schlechter Situation befindet sich die mit der Rheinischen Metallwaaren- und Maschinenfabrik bis zur Undurchsichtigkeit eng liierte Fahrzeugfabrik Eisenach, deren zuerst von den gründenden Banken zu 175 auf den Markt gebrachte und bei der letzten Kapitalerhöhung mit 165 emittirte Aktien heute etwa 60 stehen.

In den letzten Jahresberichten der Skoda Werke, der Rheinischen Metallwaaren- und Maschinenfabrik in Düsseldorf und der Fahrzeugfabrik Eisenach wurden als hauptsächlichster Grund des Mißerfolges immer wieder die großen Kosten für Artillerieveruche und die ungenügende Beschäftigung in diesem Fabrikationszweige angeführt. Der Geschäftsbericht 1900/1901 der Rheinischen Metallwaaren- und Maschinenfabrik sagt wörtlich: „Die Einführung der Geschützfabrikation legte der Gesellschaft, abgesehen von den für die Ausbildung der Patente verausgabten Beträgen, große Opfer auf, die den Betrieb befaßten; sie waren unbedingt nötig, um unser Geschützsystem zur Geltung zu bringen. Diese Ausgaben können sich erst nach längerer Zeit bezahlt machen, da erfahrungsgemäß die Versuche der Abnehmer mit neuem Artilleriematerial oft Jahre in Anspruch nehmen, bis eine Entscheidung erfolgt.“ Die Aktionäre dieses Unternehmens werden sich fragen müssen, ob sie nach den bisherigen trüben Erfahrungen noch weiter auf „längere Zeit“ die Opfer bringen wollen, die unbedingt erforderlich sind, um den schwankenden Bau zu stützen. Die Zeit der großen Dividenden aus Aktienaufgeld ist vorbei und die 22 Batterien Feldgeschütze für Norwegen, auf deren Fabrikationsgewinn sowohl Düsseldorf wie Eisenach ihre Aktionäre vertrösten, werden um so weniger eine Dividende ergeben, als einer der düsseldorfer Direktoren in einer lesenswerthen Zuschrift an die norwegische Zeitung „Morgenbladet“ am neunundzwanzigsten Dezember 1901 bereits erklärt hat, daß die Artilleriepreise der Gesellschaft bis jetzt allgemein zu niedrig gewesen seien und auch für die norwegische Lieferung einen nennenswerthen Gewinn nicht abwerfen würden. Man habe bedeutend im Preis nachlassen müssen, um die ganze Lieferung auf einmal zu bekommen.

Dieser Brief des düsseldorfer Direktors und der wiedergegebene Passus aus dem letzten Geschäftsbericht der Rheinischen Metallwaaren- und Maschinenfabrik beleuchten die Gefahren, die für junge Unternehmen mit der Fabrikation von Kriegsmaterial verknüpft sind; auch die angeführten Beispiele aus Frankreich, England, Spanien, Rußland und Oesterreich sind dafür sprechende Beweise. Zweifellos ist reichliches, dauernd zur Verfügung stehendes Kapital eine der Vorbedingungen für das Gedeihen von Unternehmungen, die, wie bei der Fabrikation von Kriegsmaterial, auf eine regelmäßige und immer genügende Beschäftigung nicht rechnen können, dabei aber, um nicht nur auf der Höhe zu bleiben, sondern auch unausgeseht fortzuschreiten, gezwungen sind, riesige Summen für Versuche auszugeben. Mit Geld allein ist es aber nicht gethan und eben so wenig mit Patenten auf Erfindungen von an sich interessanten Konstruktionsdetails. Von viel größerer Bedeutung ist der Umstand, daß die ihr Kriegsmaterial nicht in Staatswerkstätten herstellenden Regierungen seit Jahren und Jahrzehnten in enger Verbindung mit ihren alten, bewährten Lieferanten wie Armstrong, Creusot und Krupp stehen und naturgemäß nicht leicht neuen, noch unerfahrenen Fabrikanten ihr Vertrauen schenken oder gar neue Systeme in ihre Bewaffnung ein-

führen werden. Zu vergessen ist ferner nicht, daß die genannten alten und mächtigen Firmen in der Lage gewesen sind, im Laufe vieler Jahre einen Staff hervorragender Ingenieure und einen Stamm geschulter Meister und Arbeiter auszubilden, der weder zu improvisiren noch durch ungeübtes Personal zu ersetzen ist. Solche Konkurrenz durch anfänglich billige Preise bekämpfen zu wollen, ist ein verfehltes Unternehmen; denn die meisten Regierungen werden nicht geneigt sein, wegen eines geringen Vortheils auf etwas anerkannt Gutes zu Gunsten eines unerprobten Neulings zu verzichten, und ein großer Preisunterschied wird das angebotene billige Material nur von vorn herein diskreditiren. Die Hoffnung, nach einer ersten billigen Lieferung die Preise erhöhen zu können, ist eine Selbsttäuschung. Das wird in jedem Fall bald die Erfahrung lehren.

Frauk Werner.



Bankbilanzen.

Die Veröffentlichung der Bilanzen unserer großen Geldinstitute scheint diesmal hinausgeschoben zu werden. Das ist kein gutes Zeichen. Der Aufsichtsrath der Nationalbank für Deutschland war schon einberufen, wurde schließlich aber abbestellt, vielleicht, weil die Direktion es nicht übers Herz bringen konnte, schon jetzt mit ihren Ziffern ans Licht zu treten. Sonst hätte die Nationalbank für Deutschland gewöhnlich den Reigen der Bankbilanzen eröffnet. Weßhalb mag sie diesmal zaudern? Daß sie große Verluste erlitten, daß namentlich die Kleinbahngesellschaft in Tausendmarkscheinen die Schätze verschlungen hat, die in Pfennigen zusammengescharrt worden waren, ist ja allgemein bekannt. Das also wäre kein Grund, die Bilanz noch ein Weilchen im Dunkel zu lassen. Vermuthlich macht die Bemessung der Dividende den Vätern der Nationalbank Sorge. An der Waise wurde erzählt, die Direktion schwankte zwischen 0 und 3 Prozent; die Entscheidung werde davon abhängen, in welchem Maße die Reserven besonders zur Deckung des Kleinbahnverlustes in Anspruch genommen werden könnten. Fast sieht es so aus, als wolle die Direktion der Nationalbank erst einmal die innere Architektur der anderen Bilanzen kennen lernen, um ihre Verhaltungsmaßregeln danach zu treffen. Das ist der Nationalbank nicht zu verdenken; es ist nicht angenehm, Der zu sein, „der anfängt“, und zu fühlen, daß Aller Augen auf diesem Ersten ruhen, — namentlich die scharfen Augen der lieben Konkurrenz. Denn nach alter Erfahrung machen es alle Bankdirektoren so, wie es jetzt wohl auch die Nationalbank machen möchte: sie prüfen mit kritischem Blick die anderen Bilanzen und richten danach die eigene ein.

Daraus ergeben sich wichtige Konsequenzen für die allgemeine Beurtheilung der Bankbilanzen. Es kommt ja nicht nur darauf an, einen möglichst anständigen Gewinn zu erzielen; ein tüchtiger Bankdirektor muß auch Etwas von den Fähigkeiten eines guten Friseurs an sich haben, der den blödesten Kopf so zujustiren versteht, daß man hinter der frisirten Front eines Weistes Wiclen vermuthet. Die Buchungen müssen so eingerichtet sein, daß der Eindruck, den die

Direktoren von ihrer Geschäftsführung erreichen wollen, auch wirklich erreicht wird. Gerade in einem Jahr, wie das letzte eins war, kommt es nicht in erster Reihe darauf an, einen hohen Gewinn zu erzielen. Denn diesmal bringt eine niedrige Dividende keine Schande. Jeder weiß, daß dieses Jahr für die Bilanzen schlecht war; es kommt nur darauf an, die Bank als möglichst solid hinzustellen. Die Bilanz muß so eingerichtet werden, daß der Ausfall sich möglichst auf den Konten des soliden Geschäftes zeigt. Mit anderen Worten: die Kundschaft muß diesmal den Verlust gebracht haben. Manche Direktoren werden wünschen, die Gewinne auf den Effektenkonten nicht zu hoch werden zu lassen, damit das Geschäftsgefahren ihrer Bank dem Publikum nicht bedenklich erscheine. Dieses Verstecken von Gewinnen ist nicht minder wichtig als deren helle Beleuchtung an den nützlichen Stellen. Daß es bei Bilanzen vor allen Dingen immer auf die Art der Buchung ankommt, daß sich mit den Zahlen bequem jongliren läßt, ist eine allen Sachkennern längst bekannte, oft erdörtere Thatsache. Das abgelaufene Jahr hat aber auch für andere, weniger allgemein anerkannte Theorien den Beweis erbracht. Wer Bilanzen zu lesen versteht, konnte von den Skandalen des letzten Jahres nicht überrascht werden; er sah — freilich mit Ausnahme der raffiniertesten Betrügereien — alle Schiebungen dieser herrlichen Aera voraus. Merkwürdig war nur, daß die Herren Aufsichtsräthe sich plötzlich als unschuldige Kindlein entpuppten, die von der Schändlichkeit dieser argen Welt keine Ahnung haben wollten. Man schlug entsetzt die Hände über dem Kopf zusammen, als neulich in der Generalversammlung der Bresener Kreditanstalt erzählt wurde, wie bei diesem Institut gegen Jahreschluß Debitoren zweifelhaften Schlages dadurch beseitigt wurden, daß man die Schuldner Accepte geben ließ, den Betrag dafür ihnen auf Konto gutschrieb und die Accepte selbst unter den Wechselbestand aufnahm. Das Staunen war sehr unangebracht, denn thatsächlich handelt es sich hier um eine Maßregel, die zwar nicht bei allen Banken, aber doch bei sehr vielen üblich ist. Es giebt überhaupt kein Konto, das man nicht durch ähnliche Schiebungen verschleiern kann und in sehr, sehr vielen Fällen auch verschleiert hat. So wurde früher bei der Breslauer Diskontobank das Acceptkonto auf eine merkwürdige Weise entlastet. Man ließ die Aktiengesellschaft für Montanindustrie, die erst im März ihr Geschäftsjahr beendet, über die Bilanzzeit hinaus die Accepte für die Kundschaft ausstellen; dadurch verschwand ein großer Theil des Acceptkontos. Unter der jetzigen Direktion soll, wie ich höre, ein anständigeres System üblich sein. Das war aber auch sehr nöthig, denn vorher leistete die Bank die wunderbarsten Bilanzkunststückchen.

Doch wenn man selbst von solchen Willkürlichkeiten absteht: der Geschäftsbericht jeder Bank leidet unter einer Unklarheit, die beseitigt werden muß, wenn man eine solche Kundgebung des Vorstandes überhaupt als zuverlässigen Maßstab für die Beurtheilung des Institutes gelten lassen soll. Am Jahreschluß möchten die Banken mit einem möglichst großen Kassenbestand prunken. Dieser Bestand ist aber oft ad usum Dolphini hergestellt, zum Beispiel, wenn zum Ultimotermine ein großer Wechselposten bei der Reichsbank diskontirt worden ist. An sich läßt sich ja gegen dieses Mittel nichts einwenden; nur wird dadurch ein Risikoposten dem Auge und Urtheil der Aktionäre entzogen. So lange solcher Wechselbestand auf dem Wechselkonto sichtbar ist, weiß jeder Aktionär,

daß darin ein Risiko liegt, dessen Höhe er, je nach der Qualität der Bank, höher oder geringer bemessen kann. Werden nun diese Wechsel diskontirt, dann fließt der Betrag in die Kasse der Bank und der Wechselposten ist völlig aus der Welt geschafft. In Wirklichkeit besteht das Risiko aber fort, denn das Institut haftet ja der Reichsbank nach wie vor für den Eingang der Wechsel. Nicht oft genug kann darauf hingewiesen werden, daß hier das Gesetz eine Lücke hat, weil es nicht ausdrücklich bestimmt, im Geschäftsbericht müsse angegeben werden, wie hoch das Risiko der Bank aus weiter begebenen Wechseln ist. Ueberhaupt ist es bedauerlich, daß unser Gesetz zwar gewisse Vorschriften für die Bilanzen enthält, die Abfassung des erläuternden Geschäftsberichtes aber in das freie Belieben der Direktoren und Aufsichtsräthe stellt. Bei einzelnen Bankarten freilich, besonders bei den Hypothekendarlehenbanken, verlangt das Gesetz ganz bestimmte Angaben: es fordert die Aufzählung der Substationen, der Treuhänderhypotheken und einiges Andere. Bei den gewöhnlichen Effektenbanken aber begnügt man sich mit Vorschriften über die Bilanz. Das ist natürlich falsch; denn außer dem verschleierten Risiko im Wechselgeschäft sind Verschleierungen auch bei der Reportirung von Effekten und in vielen anderen Fällen möglich.

Ein Mangel unserer Bankbilanzen ist ferner die summarische Aufzählung des Effektenbestandes. Einzelne Banken begnügen sich damit, ganz oberflächliche Angaben über die Art ihres Effektenbestandes zu machen; eine wirklich detaillierte Aufstellung geben nur ganz wenige Institute. Ueber diesen Punkt sprach im „Bankarchiv“ neulich Dr. Ernst Voeß, der selbst im Bankgeschäft thätig ist und schon deshalb nicht einer Vorurtheilhaftigkeit gegen unsere Banken verdächtigt werden kann. Er fordert mit Recht die ausführlichsten Angaben über den Effektenbestand und verlangt namentlich die Trennung der borsengangigen Effekten von denen, die an der Börse nicht umgesetzt werden können, weil in den ersten ein viel größeres Risiko der Bank steckt. Noch wichtiger ist aber die von demselben Kritiker geforderte Trennung des Effektenbestandes vom Konfortialgeschäft. Manche Banken, zum Beispiel die Diskontogesellschaft, führen Effekten- und Konfortialbestände in einem Posten. Das sollte nicht gestattet sein, weil in den beiden Fällen das Risiko nicht das selbe ist. Beim Effektenbestand ist das Risiko im Allgemeinen identisch mit den Buchbeträgen; beim Konfortialgeschäft, wo in der Regel auf die einzelnen Geschäfte erst geringe Einzahlungen geleistet werden, ist das Risiko erheblich größer. Wo man diese beiden Posten trennt, ist die Methode der Trennung oft noch recht unklar. Das liegt nicht etwa immer an bösem Willen, sondern zum großen Theil daran, daß die Bankleiter selbst häufig nicht wissen, auf welches Konto die einzelnen Posten gehören. Voeß verlangt nun, nach meiner Ansicht mit Recht, daß auf dem Konfortialkonto alle Beteiligungen an Effektengeschäften verbucht werden, die nicht voll eingezahlt sind. Dann gehören auch nicht voll eingezahlte Aktien, die im Besitz der Bank sind, unter die Konfortialgeschäfte. Das gerade ist sehr wesentlich. Wenn eine Bank nicht voll eingezahlte Aktien einer Straßenbahn besitzt und diese Einzahlung nun plötzlich einberufen wird, dann giebt die Bilanz von dem Risiko der Bank ein ganz falsches Bild, sobald dieser Bestand auf dem Effektenkonto verbucht ist. Voeß ist bei aller Vorsicht, die er empfiehlt, ein Optimist: er glaubt nämlich, daß es nur seiner Anregung bedarf, um die Banken

„in ihrem eigenen Interesse“ zu vertrauen, seiner Mahnung Gehör zu schenken. Mir scheint es nöthig, jede Vorschrift, auf deren Befolgung man rechnet, in das Gesetz aufzunehmen, denn nach den trüben Erfahrungen der letzten Zeit möchte ich mich auf den guten Willen der Bankdirektoren lieber nicht verlassen.

Plutus.



Notizbuch.

Der Geburtstag des Kaisers, der, allen Vierzigern zum Trost, noch immer als der „jugendliche Monarch“ gepriesen wird, hat neben allerlei Festübertragungen — Verleihung neuer Namen an die Regimenter, Geschenk einer Segelnacht an die Kieler Marineoffiziere —, neben Depeschen, Reden, Aufzügen auch politische Klärungen gebracht. Nicht Jedem werden sie willkommen sein, namentlich denen nicht, die aus den Januarreden des Grafen Bülow die Verheißung einer neuen Ära herausgehört hatten. Das war ein Traum. In Jubelchören verkünden seit vierzehn Tagen die Offiziosen, die es wissen müssen, daß Alles beim Alten bleibt. Des Kanzlers Zärtlichkeit für den Dreibund hatte sich einigermassen abgekühlt. Früher war er ihm die unverrückbar feste Grundlage der internationalen Reichspolitik; jetzt war er „für uns nicht mehr eine absolute Nothwendigkeit.“ Die Erfüllung schien aus der Adventzeit zu stammen. Mit Oesterreich war Graf Bülow schon lange nicht mehr zufrieden; vielleicht, weil er aus Bukarest einst keine allzu gute Erinnerung an den polnischen Grafen Soluchowski mitgenommen, vielleicht auch, weil er bei dem sehr selbständigen Grafen Szogyenyi nicht die erwartete Devotion gefunden. Sein Vetter, ein „ältester, einflussreicher Herrscher der Welt“, einen Enkel Jagellos, im galizischen Landtag heftig über den wreschener Prozeß reden ließ. Und diese arme Regierung konnte doch beim besten Willen nicht anders, konnte, in ihrer Bedrängniß, sich nicht auch noch die Polen verfeinden, ohne die im Reichsrath eine Mehrheit erst möglich sein wird, wenn die deutsche und die tschechische Bourgeoisie sich auf ein Klassenprogramm geeinigt haben werden. Das mußte ein deutscher Kanzler wissen und den einstweilen noch Verbündeten, statt sie vor Europas lächelndem Auge zu brüskiren, artig aus der Verlegenheit helfen. Dann ließ Herr Delcassé, um Waldeck's Wählerfreude festlicher zu gestalten, dem Erbkreis verkünden, Italien habe sich nun auch politisch mit Frankreich verständigt. Graf Bülow freute sich dieser Verständigung und begriff nicht, wie sie deutschen Politikern unwillkommen sein könne. Er sprach neckisch von Extratouren, tief Ernst von Gegengewichten und dem andächtigen Sinn des Hörers tauchte das Bild des Mannes auf, den der Kaiser einst den „großen Grafen Caprivi“ genannt hat. Der hatte bekanntlich entdeckt, erst das franko-russische Bündniß habe das europäische Gleichgewicht, das der Dreibund beseitigt hatte, wiederhergestellt. Vielleicht fand nun der vierte Kanzler, ganz sicher sei dieses berühmte Gleichgewicht eigentlich erst, wenn Italien der franzö-

ijßen Republik, Oesterreich den Russen verbündet sei, und der deutsche Patriot müsse deshalb die Worte Delcassés und Franz Ferdinands Reise nach Petersburg mit hellem Jubel begrüßen. Immerhin: die Rede klang frohlich; und wer noch immer nicht von der Gewohnheit scheiden kann, in ministerieller Rhetorik Bedeutung zu suchen, mußte glauben, Graf Bülow strebe nach neuen, festeren Stützpunkten der Reichspolitik. Nun aber hat Alles sich, Alles wieder gewendet. Am Geburtstage Wilhelms des Zweiten ergriff Philipp Fürst zu Eulenburg, der Botschafter, in Wien das Wort. Still wards und jedes Ohr hing bang an Phyllis Munde. Der aber ließ also sich vernehmen: „Meine Herren! Ich freue mich, den heutigen festlichen Abend wiederum in Ihrer Mitte verbringen zu können, und ich freue mich und es ist mir eine Freude, daß ich wiederum an dieser Stelle des edlen Herrschers denken darf, unter dessen Schutz und Schirm wir in diesem schönen Lande uns unseres Lebens erfreuen. Das Band, das diesen edlen Herrscher mit unserem kaiserlichen Herrn verbindet und das sich um die Interessen unseres Vaterlandes und diejenigen der österreichisch-ungarischen Monarchie schlingt, ist ein so festes, daß ich es möchte ein unauf lösliches nennen; es ist das Bündniß, das tief in unser Empfinden hineingedrungen ist, ein so festes Gebäude, so fest gegründet, so fein gefügt, daß es allen Wetterverhältnissen trost. Mag der Sonnenschein bisweilen mit Regen und leichtem Nebel wechseln —: in dem Leben der Völker ist es so; auf ewigen Sonnenschein können wir nicht rechnen; es ist dafür gesorgt, daß wir in dieser Hinsicht bescheiden sein müssen. Diejenigen, welche etwa versuchen wollten, das Band, das unser Vaterland mit dieser Monarchie verknüpft, zu lösen, würden sich wohl täuschen. Wir aber sollen auch nicht Kleinmüthig werden, wenn einmal Sonnenschein mit Regen und Nebel wechselt. Das Bündniß, das uns Allen tief in unsere Herzen hineingegraben steht, ist eben das feste Haus, an das wir glauben, das Friedenshaus, das wir unser Heimathhaus nennen möchten.“ So kann nur ein Dichter, ein Sprachmeister reden. Das deutsch-österreichische Bündniß ist ein unauflösliches Band, das tief in unser Empfinden hineingedrungen ist, aber auch ein fest gegründetes, in die Herzen eingegrabenes Friedenshaus, das wir unser Heimathhaus nennen möchten. An solchem Deutsch mußten selbst die tschechischen Gegner des Dreibundes sich frenen. Da wir nicht glauben dürfen, ein Botschafter könne politische Reden halten, die der ihm vorgelesene Kanzler nicht billigt, muß der Winter des Mißvergnügens wohl schon wieder gewichen sein. Diplomaten der älteren Schule hätten den Ausdruck so überschwänglicher Gefühle den Vertretern des Landes überlassen, bei dessen Herrscher sie beglaubigt sind. Auch jetzt noch leben Leute, die meinen, Loblieder auf die Herrlichkeit des zwischen Hohenzollern und Habsburg geschlossenen Bundes sollten auf österreichischem Boden nur Oesterreicher anstimmen, und mit deren Begriffen von politischem Takt das Auftreten des durchlauchtigen Spiritisten nicht leicht vereinbar ist. Doch diese Leute passen eben nicht in die große Zeit des *nouveau jeu*. Die staaterhaltende Presse weiß ganz genau: Fürst Phili hätte sicher nicht so gesprochen, wenn nicht die innigste Intimität die beiden Regierungen verbände. Und auch mit Italien, so sagen die Schwarzkünstler, sind wir wieder „freundeter denn je.“ Beweis: der Kaiser hat der Stadt Rom ein Goethe-Denkmal versprochen, das nächstens wahrscheinlich bei einem der neuberlinischen Renaissancekünstler bestellt werden wird, und der Bürgermeister von Rom hat die Ankündigung dieses Geschehenes mit der gebotenen dankbaren Höflichkeit beantwortet. Der junge Herr Viktor Emanuel schwieg, wie Herr Nikolaus nach der Befehrerung von Wjsti-

ten. Aber wir sind genügsam geworden; und so las der Deutsche denn freudvoll, der Depeschenwechsel zwischen Kaiser und Bürgermeifter „lege Zeugniß ab von der andauernden Herzlichkeit in den Beziehungen zweier Nationen, die in schweren Kämpfen ihre Einheit errungen haben“. Noch herzlicher sind, trotzdem das Ministerium Salisbury sich offiziell zu der angeblich Deutschland beleidigenden Rede Chamberlains bekannt hat, die Beziehungen zu Großbritannien. Der Prinz von Wales war in Berlin. Ein Regiment wurde ihm verliehen und der Kaiser begrüßte ihn in einer Rede, die an Wärme jedenfalls nichts zu wünschen übrig ließ. Der höchste Vertreter des Deutschen Reiches nannte die Mutter Edwards des Siebenten „die große Königin“, er bewundert das Greater Britain, „von dem auch gesagt werden kann, daß in seinen Grenzen die Sonne nicht untergeht“, und erklärt, durch die Anwesenheit des prinzipaligen Repräsentanten der britischen Armee sei das Erste Garde-Drägerregiment „beglückt“ worden. Nach Alledem könnte man fragen, warum des Kanzlers Excellenz sich denn drei Tage lang rednerisch bemüht habe. Dem Patrioten aber ziemt Neugier nicht. Er hat an die Handlungen der Regierenden nicht den Maßstab seiner beschränkten Einsicht zu legen, nicht über die Wahl ihrer Wege in dünkelfhaftem Uebermuth ein Urtheil zu fällen. Also sprach Herr von Hochow, der zwar noch manchmal verhöhnt, dem heute aber pünktlicher als je vorher in Preußen gehorcht wird. Das liebe Vaterland ist wieder einmal ganz ruhig. Weshalb auch nicht? Mit Oesterreich, Italien, England sind wir innig befreundet und die Pankees haben brünstig nach Germanias Gunst. Fast muß man sich darüber wundern, daß nicht auch ein freundschaftliches Konsortialverhältniß zu Frankreich in die Jahresbilanz eingestellt wurde. Gambettas Freund, der Schauspieler Coquelin, der seit Jahrzehnten nach einer politischen Rolle lechzt, ist vom Kaiser ja in feierlicher Audienz empfangen worden. Dieses Ereigniß gab den Pariseru freilich den Stoff zu recht respektlosen Wipen; ein behender, mit dem Geist seiner Zeit genährter Offiziosus aber konnte es immerhin als Weltfriedenssymptom von ungemainer Bedeutung verwerthen.

Im „Vorwärts“ ist ein Erlaß des Staatssekretärs im Reichsmarineamt veröffentlicht worden. Daß eine neue Flottenvermehrung geplant wird, war längst bekannt; und über die Diplomatie des Herrn von Tirpitz kann man später reden. Ein lustige Seite der ernstn Sache ist aber bisher nicht bemerkt worden. Im „Vorwärts“ wurde der Erlaß mit Schreibfehlern gedruckt, die kein achtjamer Leser übersehen konnte. Buchstäblich genau so, mit den selben Fehlern, war der Erlaß aber am nächsten Tage in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung zu lesen. Die höhere Bürokratie scheint von der Echtheit der im Centralorgan der Sozialdemokratie veröffentlichten Aktenstücke nachgerade von vorn herein so fest überzeugt zu sein, daß sie sich die Mühe sorgfältiger Nachprüfung sparen zu dürfen glaubt.

Als im berliner Kunstgewerbemuseum zwei mit den Portraits seiner Eltern geschmückte Glasfenster enthüllt wurden, hielt der Kaiser eine Rede, deren Wortlaut die offizielle Presse mitgetheilt hat. Hier ist er: „Die köstlichen Sammlungen, die hier aufgestellt sind, zeugen von der Kunst und der Liebe zur Kunst und von dem Verständniß für dieselbe bei unseren Vordätern; und ich meine, daß die Aufgabe dieser Anstalten nie besser im Sinn meiner Eltern durchgeführt werden kann, als wenn dieses Gefühl für die Kunst in dem Volke wieder lebhaft angeregt wird, so

zwar, daß kein Gegenstand in Gebrauch genommen wird, der nicht einer künstlerischen Form sich erfreut, und daß die künstlerische Form sich stets wieder anlehnt an das bewährte Schöne, was uns aus früheren Jahrhunderten überliefert ist. Denn Das liegt in dem Gefühl und in dem Wesen eines jeden Menschen: was der Mensch einmal Schönes geschaffen hat, Das bleibt für alle Jahrtausende schön; und wir, die wir nachfolgen, haben nur das Schöne festzuhalten und es unseren Lebensbedürfnissen anzupassen. Und Das mögen sich auch die Schüler der Kunst stets wieder vor Augen halten. Von einer idealen Figur wie der meines Vaters, an der Seite meiner seligen Mutter, seiner Gattin, getragen von der Liebe seines Volkes, ist der Segen herabgeströmt; eine herrliche Gestalt, der der Staub der Straße nicht einmal an den Saum des Gewandes reichte. Und eben so das herrliche, verklärte Bild meiner Mutter: die sorgende Frau, deren jeder Gedanke Kunst war und bei der Alles, sei es noch so einfach, das für das Leben gestaltet werden sollte, von Schönheit durchweht war. Ein Hauch der Poesie umgab sie. Deren Weider Sohn steht vor Ihnen als ihr Erbe und Vollzieher. Und wie ich es schon früher ausgesprochen habe, so setze ich es auch als meine Aufgabe an, im Sinne meiner Eltern die Hand über meinem deutschen Volke, seiner heranwachsenden Generation zu halten, das Schöne in ihm zu pflegen, die Kunst in ihm zu entwickeln, aber nur in festen Bahnen und in festgesetzten Grenzen, die in dem Gefühl für Schönheit und Harmonie im Menschen liegen.“

Herr August Endell, ein junger Künstler, der durch die Innendekoration des vom Freiherrn von Wolzogen begründeten Buntten Theaters (in der Adenickerstraße) nun auch in Berlin bekannt geworden ist, wünscht die Veröffentlichung des folgenden, an den Herausgeber der „Zukunft“ gerichteten Briefes:

„Kaiser Wilhelm hat in seiner Rede vom achtzehnten Dezember rückhaltlos und deutlich gegen moderne Kunstbestrebung gesprochen. Er hat den Künstlern dieser Richtung Schrankenlosigkeit und Selbstüberhebung vorgeworfen, hat erklärt, er empfinde es „bitter als Landesherr, daß die Kunst in ihren Meisterern nicht energisch genug gegen diese Richtungen Front macht“, und hat die Neueren der Reklamejucht und Marktschreierei in harten Worten bezichtigt. So schmerzlich und betrübend diese Stellungnahme des Kaisers für uns jüngere Künstler sein mußte und so groß die Tragweite der kaiserlichen Worte in Folge der starken und unmittelbaren Anteilnahme des Sprechers an staatlichen und auch kommunalen Kunstfragen ist, so hat von den Künstlern bisher doch Niemand es unternommen, dem Kaiser Rede zu stehen, die erhobenen Beschuldigungen abzuwehren. Wohl nirgends ist es so schwer wie gerade bei Künstlern, eine gemeinsame Aktion ins Werk zu setzen. Dazu kommt, daß die Unsicherheit des Erwerbes und die begriffliche Sehnsucht nach monumentalen Aufgaben den Einzelnen abhalten, sich blozustellen und nach irgend welcher Richtung anzustreben.

Nun hat Herr Professor Richard Muther in der Wiener „Zeit“ den Deutschen Kaiser als einen Mann gefeiert, der „das Herz der Zeit in seiner Brust pochen hört, der, von moderner Sehnsucht befeuert, wie ein Großer der Vergangenheit, stolz und selbstbewußt die Künstler anregend und zugleich von Respekt vor dem Genius durchdrungen“, kunstwidrigen Gebräuchen ein rasches Ende machte und der zweifellos herrinist die moderne Kunst beschützen wird, die heute bei ihm nur verkleumdet ist. Nach dieser Leistung dürfen die Künstler nicht länger schweigen;

sie gäben sonst gewissermaßen ihre Zustimmung zu solcher Taktik, die durch gehenshelle Ergebenheit des Kaisers Sinn ihren Interessen geneigt zu machen hofft. Der Kaiser hat deutlich genug erklärt, daß er der modernen Richtung abhold ist, und es ist direkt beleidigend, ihm zuzutrauen, daß eine von Angst und Dab-sucht eingegebene Unterwürfigkeit ihn der neuen Kunst gewinnen könnte. Jedes Wort seiner Rede, jeder Satz, jedes Lob, jeder Tadel aus seinem Munde beweisen unwiderleglich, daß er den neuen Bestrebungen fremd und feindlich gegenübersteht. Es ist feig und widerwärtig, diese Thatsache leugnen zu wollen. Was Kaiser Wilhelm unter Kunst versteht, ist etwas prinzipiell Anderes als Das, was die modernen Künstler damit meinen. Das Urtheil des Kaisers über die Siegesallee beweist es. Uns ist das Ganze eine mißlungene Epigonenarbeit, ungeschickt in der Gesamtanlage, unglücklich in der Farbe und in dem Verhältniß von Statue zu Baum; schrecklich die zuckerige Behandlung des cartharischen Marmors; banal und charakterlos scheinen uns die Formen, das Ganze ohne Klasse, ohne Liebe, ohne Haß, ohne Gluth, ohne Leidenschaft, — kurz, ohne Alles, was wahre Kunst möglich macht. Aber der Kaiser vergleicht diese Arbeiten den Werken der Antike und der Renaissance. Er vergleicht diese leere akademische Kunst Dem, was auch wir bewundernd verehren. Wir Jüngeren sehen sicher also Anderes in alten Werken, Anderes begeistert uns dort und die Antike und Renaissance des Kaisers sind nicht unsere Renaissance, nicht unsere Antike.

Dieser Schluß wird durch des Kaisers eigene Worte über das Ziel aller Kunst bestätigt. Er sieht den Zweck der Kunst außer ihr; erzieherisch soll sie wirken, eine Kulturmission erfüllen, das arbeitende Volk mit Idealen erfüllen; und mit diesen Idealen sind sicherlich Vaterlandsliebe, Liebe zum Soldatenthum, Abhängigkeit an das angestammte Herrscherhaus gemeint. Man wende nicht ein, daß auch die Meister früherer Zeiten außerhalb der Kunst liegende Ideale religiöser oder nationaler Natur zu verherrlichen hatten, denn diese Ideale sind für uns versunken und nur das Künstlerische jener Werke ist wirksam geblieben. Schwerlich aber dürfte von der Siegesallee künstlerisch jemals Etwas übrig bleiben.

Die Annahme des Herrn Ruther, der Kaiser stehe uns Modernen eigentlich nah, ist also falsch. Was wir in der Vergangenheit an Kunst suchen und finden, liegt ihm fern; und darum ist es begreiflich, daß ihm auch unsere eigenen Bestrebungen unverständlich und fremd sind. Es ist auch nur natürlich, daß der Kaiser in den modernen Arbeiten etwas ihm Fremdes und Feindliches fühlt, Etwas, das seinen Bestrebungen entgegensteht und dem Sozialismus verwandt ist. Er fühlt hinter diesen Kunstarbeiten neue Gedanken, neue Lebensanschauung, neue Kultur, die, langsam wachsend, zum Angriff und Vernichtungskampf gegen die alte, müde und morsche vorgehen wird. Deshalb hält der Kaiser für nöthig, künstlerischen Bewegungen, die dem künftigen Politiker belanglos scheinen, seine Aufmerksamkeit zu schenken. Mit Recht, von seinem Standpunkt aus. Eine neue Zeit kommt heraus mit neuen Wünschen und neuen Anschauungen, mit neuem Lieben und neuem Hassen. Aber alle diese keimenden Gedanken lassen sich noch nicht formuliren; noch sind sie nicht so reif, daß man sie mit Sicherheit sagen und mittheilen könnte. Kunst aber ist ein Spiegel der Kultur; kann sie auch nicht intellektuelle Befehle geben, so ist sie doch ein farbiges Abbild unserer Wünsche und Gefühle; und Gedanken, die Niemand in Worten auszu-

brücken vermöchte, können durch Form und Farbe Gestalt werden und leise, unmerklich unzerstörbare Macht über die Gemüther gewinnen. Kunst ist der sichtbare Ausdruck der Kultur. Das ‚ewige Gesetz‘ der Aesthetik, das wir anerkennen, lautet: Schönheit ist Alles, was unserer Seele reiche Freude giebt. Aber die Nuancen, die Arten dieser Freude wechseln von Volk zu Volk, von Zeit zu Zeit, von Land zu Land; und darum kann jede Kunst ein Neues geben: sie giebt die spezifische Schönheit, die ihrem Land, ihrer Zeit, ihrem Volk eigen und erwünscht ist. Aber neue Wünsche entstehen nicht plötzlich: in Einzelnen keimen sie und langsam, kaum bemerkt, verbreiten sie sich von Seele zu Seele. Und so giebt unsere moderne Kunst, von den Vielen noch mißverstanden, neue Schönheiten, die vor ihr Niemand sah. Der Kaiser wirft ihr vor, sie stelle das Elend scheußlicher dar, als es in Wirklichkeit sei, sie steige in den Minnstein hinauf und verführe sich damit am deutschen Volke. Nun sind zwar die Maler des Elends nur in kleiner Zahl unter den Modernen; aber auch sie entwürdigen die Kunst nicht: sie malten nicht das Häßliche, sondern sie durchdrachen mit ihren Werken den alten bösen Glauben, daß der Minnstein nur häßlich sei. Denn sie fanden dort Schönheit und des Treuens werthe Dinge. Wer das alte Vorurtheil von der Häßlichkeit der niedrigen Dinge gedankenlos hinnimmt, wird sie nicht finden. Ist es aber wohl Sünde, dem armen Volk, das im Minnstein sein Leben verbringt, zu zeigen, daß auch dort noch, in den entleglichen Winkeln der großen Städte, Schönheit zu finden ist, Schönheit, die Kraft geben kann, Elend und Qual zu überwinden? Die neue Kunst sucht das Häßliche nicht, aber sie weiß überall, auch an den trostlosesten Stätten, noch lebendige Schönheit zu entdecken und ihre Werke sprechen, wenn auch oft nur stammelnd, immer aufs Neue: Es ziemt dem Menschen nicht, die Welt in Schön und Häßlich zu theilen: überall ist die Welt schön, reich, seltsam, unerschöpflich, nur Eure Augen waren blind und Euer Wille, Schönheit zu finden, klein und ängstlich. Darum sagen wir Euch: Öffnet die Augen, erdichtet keine Wunder und keine zweite Welt über den Völkern; in Eurer Welt habt Ihr das Himmelreich. Das sind keine neuen Wahrheiten. Wer wollte religiös Neues sagen? Alle Völker haben letzte Wahrheit gesagt und gewußt: die Worte sind uns überkommen, aber wir verstehen den Sinn nicht mehr, da sie nicht unsere Sprache sprechen und nicht im Stande sind, uns Heutigen den Weg zum Erleben zu bahnen. Vielleicht vermag es eine neue Kunst. Vielleicht ist sie der erste Schritt — wenn auch eben nur ein erster — zu einer neuen lebendigen Religion.

So tief ist die Kunst. Wir fühlen neues Leben und neuen Glauben in dieser werdenden Kunst. Geheimer Sehnsucht Träume werden dort Gestalt, verhießen unseren letzten Wünschen Erfüllung. Dem Kaiser aber ist sie nur durch Reklame künstlich großgezogen, eine Folge mißverständener Freiheit, Zügellosigkeit und Selbstüberhebung. Unsere Kunst führt kein Weg ins Schloß.“

Anders klingt natürlich aus dem Munde der protegirten Künstler die Weise. Einer der redseligsten unter ihnen, Herr Professor Eberlein, hat neulich verkündet, wie Berlin, wenn es nach ihm geht, in hundert Jahren aussehen wird. Eine herrliche Vision. Auf beiden Seiten der Charlottenburger Chaussee Denkmal neben Denkmal bis an den Großen Stern. Abschluß: „Pantheon zu Ehren Wilhelms

des Zweiten". Wo jetzt das Neue Königliche Opernhaus ein stilles Leben führt, ragt eine Akropolis himmelan. Die Berliner schreiten in wallenden Gewändern einher. Der Kaiser fährt im Luftautomobil (Goldfarbe, Form des preussischen Adlers) nach Potsdam. Und so weiter. Es gab Naïve, die diese Rednerleistung für einen Faschingsstreich hielten. Dann hätte Herr Eberlein doch aber die Puppenallee-Lieferanten, zu denen er gehört, nicht mit schöner Offenheit „geniale Künstler" genannt. Nein: ihm ward heiliger Ernst. Und da man nicht wissen kann, ob dieser Reformator der Kultur nicht eines Tages noch eine Hauptrolle in dem Ausstattungstück deutscher Renaissance spielen wird, sollte Jeder die Aphorismen lesen, die Donatello Eberlein im Berliner Tageblatt veröffentlicht hat. Hört, deutsche Bürger, und laßt Euch sagen: „Ein Denkmal ist ein Weisheitsmal, von der lebendigen Gegenwart der gestorbenen Vergangenheit geweiht, von der Melancholie des Vergehens umschwebt. Sie lagert schwer auf den granitnen Stufen und die Zukunft scheint theilnahmslos aus den Wolken herab. Ein Denkmal ist ein Gedankenstrich zwischen Vergangenheit und Zukunft, auf dem die Gegenwart spazieren geht. Ein Denkmal ist

„Eine Verweugung der Zeit vor ihrem eigenen Weisse. Ein Denkmal ist keine neue Frage an die Ewigkeit, die verneinend antwortet. Ein Denkmal ist ein Aufstehen des Menschengeschlechtes gegen die Kräfte der Natur, das Schauer der Ehrfurcht erregt, über welches sie, es vernichtend, zur Tagesordnung übergeht." Schön, nicht wahr? Und namentlich tief. Ob die Ewigkeit auch auf die stillen Fragen der Puppenallee verneinend antworten wird? Ginerlei. Nebenfalls sind diese Aphorismen des Renaissancehelfers die Verweugungen eines Denkers vor seinem eigenen Geist.

* * *

Eine der schönsten Festreden hat am Geburtstag des Kaisers Herr von Tzielen, der Verkehrsminister, gehalten. Mit dem wirtschaftlichen Niedergang sei es nicht so schlimm. Alles übertrieben. Und „auch über diese Verhältnisse wacht der Kaiser mit aufmerksamem Auge und ist mit allem Nachdruck bestrebt, die richtigen Mittel und Wege zur Besserung der wirtschaftlichen Lage zu finden. Es gilt, sich der Führung Seiner Majestät auch hier anzuvertrauen; dann wird es sicher gelingen, die gegenwärtigen Schwierigkeiten zu überwinden". Der Ministerpräsident hat im Landtage neulich erzählt, er trage immer ein Exemplar der preussischen Verfassung bei sich. Vielleicht schenkt er dem Kollegen Tzielen nächsten auch eins.

* * *

Aus der Kölnischen Zeitung:

Nur Einer kann sie besitzen,
die ff. kupferne Badewanne, die von Sr. Maj. dem
Kaiser bei seinem ersten Besuch in Düsseldorf benutzt
wurde. Angebote an Jos. Schwärmer, Düsseldorf.

Sonderbarer Schwärmer!